Band 985 • 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Luzifers Gesandte

Band 985 • 2,20 DM

Ös 18 / Fr 2,20 / FF 10,00

BASTEI





Luzifers Gesandte

John Sinclair Nr. 985

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 27.05.1997

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Luzifers Gesandte

Als Lisa Pernell die Eier aus dem Kühlschrank holte, um sie in die Pfanne zu schlagen, wußte sie nicht, daß es die letzte Mahlzeit ihres Lebens werden sollte. Gleichzeitig öffnete ihr Mann Ralph, der im Wohnzimmer saß, eine Flasche Bier. Auch er wußte nicht, daß es das letzte Bier seines Lebens werden sollte. An den Tod, an Gewalt, Terror und Folter dachte keiner der beiden in diesem Augenblick. Es war ein gemütlicher Abend. Eine Woche Urlaub lag hinter Ralph und seiner Frau. Die letzten Stunden wollten sie noch gemeinsam genießen, denn schon am Samstag mußte der Offizier wieder seinen Dienst bei der Metropolitan Police antreten.

Die beiden Kinder lagen in ihren Betten und schliefen. Wie es sich für einen fünfjährigen Jungen und ein vierjähriges Mädchen gehörte. Jedes Kind hatte ein eigenes Zimmer, aber erst seit einem Jahr, denn damals waren die Pernells in das kleine Haus eingezogen, das am Rand der Riesenstadt London lag und für sie eine Idylle war.

Sie hatten es vor vier Jahren gekauft und lange umgebaut, so daß aus dem ehemaligen Schuppen ihre kleine Insel geworden war, auf der sich Ralph, der Naturmensch, so wohl fühlte. So konnte er in seiner knapp bemessenen Freiheit immer wieder in seinen Garten gehen und sich den Wildrosen widmen, die er so liebte. Auch den Urlaub hatten die Pernells zu Hause verbracht. Es waren wunderbare Tage gewesen, und den Garten hatten beide dank des schönen Wetters richtig ausnutzen können. Ralph hatte sogar noch einen Sandkasten für seine beiden Kinder gebaut, was ihnen natürlich super gefiel.

Lisas Urlaub dauerte noch ein paar Tage länger. Sie arbeitete in einem Verlag als Sekretärin und war mit ihrem Job sehr zufrieden. Sie brauchte auch nur halbtags zur Arbeit zu gehen. Wenn sie nicht im Haus war, kam ihre Mutter und gab auf die Kinder acht.

Ralph Pernell fühlte sich von der Gartenarbeit ein wenig geschafft. Deshalb half er seiner Frau nicht in der Küche. Er hockte auf der Couch, hatte die Glotze eingeschaltet, trank hin und wieder einen Schluck Bier und schaute sich an, was in der Welt so alles passiert war. Dabei wartete er auf positive Nachrichten, die aber hatte der Sprecher nicht zu bieten.

Es ging immer nur um Mord, Krieg und Totschlag. Dinge, mit denen Pernell leider beruflich viel zu tun hatte.

Als Lisa die helle Schiebetür zwischen Küche und Wohnraum öffnete, drehte sich der Mann nach rechts. Seine Frau streckte den Kopf und ihren halben Oberkörper durch den Spalt, während sie ihrem Mann zulächelte. »Fühlst du dich gut?«

»Im Moment schon.«

»Es dauert noch ein paar Minuten.«

Ralph winkte ab. »Geht klar. Soll ich inzwischen den Tisch decken?«

»Nein, laß mal. Das erledige ich schon.« Lisa warf ihm eine Kußhand zu und zog sich wieder zurück.

Ralph lehnte sich wieder zurück. Es lief zwar die Glotze, doch er schaute nicht hin. Statt dessen beobachtete er seine Frau, die er schon bewunderte.

Obwohl Lisa von der Körpergröße her zu den kleinen Menschen zählte, steckte in ihr doch eine unwahrscheinliche Energie. Sie ließ sich so leicht nicht unterkriegen. Sie war immer auf Draht, nichts war ihr zuviel.

Manchmal fragte sich Ralph, womit er eine derartige Frau überhaupt verdient hatte. Er war oft weg. Lisa blieb dann allein zu Haus, sie

pflegte zusätzlich noch den Garten und kümmerte sich nach der Arbeit noch um die Kinder. Nichts war ihr zuviel. Für Ralph grenzte dies schon an ein kleines Wunder. Er beschloß, Lisa in Zukunft etwas mehr zu verwöhnen und ihr auch hin und wieder etwas mitzubringen. Ein kleines Geschenk, nichts Großes, aber auch damit konnte man sagen: Ich denke an dich.

Trotz der schlechten Nachrichten aus der Glotze mußte Ralph lächeln, denn er dachte daran, daß er noch ebenso verliebt in seine Frau war wie vor acht Jahren, als sie sich zur Heirat entschlossen hatten.

Die zurückliegende Woche war wunderbar gewesen. Auch das Zusammensein mit den Kindern hatte ihm gefallen. Mal kein Mord, keine Verbrecher oder Psychopathen jagen, normal leben, wie man es sich erträumte.

An einem Tag hatten sie mit den Kindern einen Märchenpark besucht.

Dann waren sie zu den Eltern seinerseits gefahren, ansonsten hatten sie die Tage und Nächte allein verbracht. Nur in Familie machen, und auch kein dienstlicher Abruf hatte diese wunderschöne Ruhe gestört.

Der letzte Abend. Ralph Pernell schüttelte den Kopf und seufzte dabei.

Schade, er hätte den Urlaub gern noch um eine Woche verlängert, aber das war nicht drin.

Wieder öffnete Lisa die Schiebetür. Automatisch stellte Ralph den Ton leiser. Seine Züge bekamen einen etwas angespannten Ausdruck, als er Lisas Gesichtsausdruck sah. Etwas schien mit ihr nicht in Ordnung zu sein. Über der Nasenwurzel hatte sich eine steile Falte gebildet. So schaute Lisa nur dann, wenn sie mit etwas nicht zurechtkam oder sich gestört fühlte.

»Was ist denn?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es auch nicht, aber ich habe draußen vor dem Küchenfenster einen Schatten gesehen. - Meine ich«, fügte sie schnell hinzu.

»Schatten?« wiederholte Ralph, bevor er sein Glas leertrank. »Was für einen Schatten?«

»Es war kein Tier, falls es stimmt.«

»Ein Mensch also.«

»Ja.«

»Und weiter?«

Lisa hob die Schultern. »Nichts. Als ich dann noch einmal nachschaute, war er weg.«

Ralph Lisa stand auf. Er lächelte nicht. Er machte auch nicht in Panik, aber seine Gedanken drehten sich schon um die relativ einsame Wohngegend, in der sie lebten. Es lag auf der Hand, daß solche Viertel

immer wieder Einbrecher anzogen. Bisher allerdings waren sie davon verschont geblieben. Eine Bank aber war das nicht. So etwas konnte sich sehr schnell ändern.

Er lächelte seiner Frau zu, bevor er sprach. »Jetzt möchtest du, daß ich mal nachschaue.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Weiß ich«, erklärte er sanft. »Aber es würde dich bestimmt beruhigen, wie ich dich kenne.«

»Nur wegen der Kinder.«

»Okay, Lisa, ich schaue mal nach.«

Sie biß sich auf die Unterlippe. »Aber sei vorsichtig, Ralph. Man kann ja nie wissen.«

»Soll ich meine Dienstwaffe mitnehmen?«

»Wäre besser.«

»He, Lady, was bist du plötzlich so ängstlich?«

Lisa hob die Schultern. »Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist, Ralph, aber dieser Schatten war so komisch. Auch weil er nah am Fenster entlangstrich.«

»Das werden wir gleich haben«, sagte Ralph, bevor er sich in Bewegung setzte.

Die Waffe lag bei ihm nicht unter dem Kopfkissen, sondern lag in einem Fach des Wohnzimmerschranks, dessen Tür abgeschlossen werden konnte. So war sie vor Kinderhänden sicher, und nur das zählte für ihn.

Er wollte auf keinen Fall, daß jemand mit seiner Dienstpistole spielte oder sogar etwas anstellte. Selbst Lisa hatte sie noch nie angefaßt.

Den Schlüssel trug er immer bei sich. Er war an einer Kette befestigt, die um seinen Hals hing. Ralph schloß die Tür auf, schaute noch einmal zurück und stellte fest, daß Lisa wieder in der Küche war und weiterhin das Essen vorbereitete.

Der Mann steckte die Waffe am Rücken in den Hosenbund. Dann zog er die Strickjacke an. Sie war so lang, daß sie das Schießeisen verdeckte.

Wenn er zufällig einen Nachbarn traf, wollte er nicht, daß der Mann die Waffe sah.

Im schmalen Flur brannte nur eine Stehlampe. Sie stand neben einer Holzbank, auf der bunte Kissen lagen. Ihr Schein reichte auch bis zu den ersten Stufen der ebenfalls hölzernen Treppe. Wo sie endete, lagen die Zimmer der Kinder. Auch das Schlafzimmer der Eltern befand sich dort, das Bad ebenfalls, und alle Zimmer zweigten von einem quadratischen Flur ab, in dem ebenfalls eine Lampe für Licht sorgte.

Ralph öffnete die Küchentür und schaute noch kurz nach seiner Frau.

»Ich bin dann draußen«, sagte er und lächelte dabei. »Wenn du jetzt einen Schatten siehst, bin ich es.«

Lisa nickte zu, aber sie erwiderte sein Lächeln nicht. Die flüchtige Begegnung schien sie doch mehr mitgenommen zu haben, als sie ihrem Mann gegenüber zugegeben hatte.

Ralph schloß die Tür und bewegte sich nach vorn. Auch ihn überkam plötzlich ein ungewöhnliches Gefühl. Das berühmte Kribbeln in Magenhöhe. Als Polizist hob er sich zwar nicht von den anderen Menschen ab, doch im Laufe der Jahre hatte sich bei ihm so etwas wie ein sechster Sinn entwickelt, der ihm irgendwie Warnsignale zusandte.

So war es auch jetzt, und er fühlte sich verdammt unwohl dabei, denn diese Warnungen waren eigentlich nur berufsbedingt. Im eigenen Haus hatte er sie noch nie erlebt.

Hatte Lisa durch ihre Entdeckung dafür gesorgt?

Er konnte es nicht sagen, war aber sehr vorsichtig, als er die schwere Tür mit dem breiten Metallrahmen öffnete. In der Mitte war sie mit einem Spezialglas versehen, das normale Schläge durchaus abhielt. Die Härte von Panzerglas hatte es natürlich nicht.

Der Abend war so, sie man ihn sich an einem Altweibersommertag nur wünschen konnte. Ein sanfter Wind vertrieb die Wärme und wehte dabei in das Gesicht des Polizisten. Der Himmel war noch nicht ganz dunkel geworden. Er zeigte noch hellere Flecken und auch dicke, weiße Wolkenhaufen.

Drei Stufen hatte die Steintreppe. Auf sie fiel das Licht der Außenleuchte.

Ralph blieb vor der ersten Stufe stehen. Er schob sein dunkles Haar auf der rechten Kopfhälfte zurück und suchte zunächst einmal die Umgebung nach dem Schatten ab, den Lisa gesehen hatte. Er glaubte nicht, daß sie einer Täuschung erlegen war, dafür kannte er seine Frau gut genug. Sie war zudem kein Mensch, der schnell in Panik verfiel. Was sie gesehen hatte, das hatte sie gesehen.

Es war eine einsame, aber keine leerstehende Straße. Es gab einen Nachbarn gegenüber, aber das Haus war leer, denn die Leute dort hielten sich in den Staaten auf, um Urlaub zu machen.

Rechts und links des Pernellschen Hauses breitete sich das Grundstück aus. Herrlich groß, wunderbar für Kinder, aber leider auch sehr dunkel.

Er war noch nicht dazu gekommen, die entsprechenden Lampen zu installieren.

Die Haustür zog der Polizist nicht zu, sondern lehnte sie nur an. So konnte er rasch wieder zurücklaufen. Dann stieg er die drei Stufen hinunter.

Es war ein breiter Weg, der den Vorgarten durchschnitt. Tröge standen an der rechten und auch der linken Seite. Das Wasser blinkte wie ein dunkler Spiegel. An der rechten Seite stand ein Kastanienbaum. An der zum Haus hin gewandten Seite hatte er ein

helles Schimmern bekommen, weil ihn dort das aus dem Küchenfenster gefallene Licht traf.

Er war unwahrscheinlich gewachsen, und Ralph hatte sich schon vorgenommen, in demnächst zu stutzen.

Der Baum hatte einen kräftigen und knorrig wirkenden Stamm mit einer dicken Rinde. Das Gewächs warf einen Schatten, der bis zum Weg hinreichte.

Ralph durchquerte den Schatten. Er wollte bis zum Beginn der Straße gehen, die irgendwann asphaltiert oder gepflastert werden sollte. Noch aber war sie unbefestigt.

Wenn Lisa den Schatten gesehen hatte, war es durchaus möglich, daß sich der Mann im Vorgarten aufgehalten hatte. Dort war die Erde ziemlich weich, er mußte also Spuren hinterlassen haben. Deshalb wollte Ralph dort zuerst nachschauen. Er hoffte, daß es auch ohne Taschenlampe klappte. Wenn nicht, würde er sie holen müssen.

Er ging nach rechts. Dort lag auch das Küchenfenster. Da war der Schein am günstigsten. Aber da stand auch der Baum und der warf einen Schatten.

Ralph spürte den weichen Boden unter den Füßen. Er hielt den Blick gesenkt, was möglicherweise ein Fehler war. So übersah er die Kastanie und auch, daß sich dort etwas bewegte.

Hinter dem Stamm trat jemand hervor. Eine unheimliche, eine düstere Gestalt, völlig dunkel, wie ein fleischgewordener Schatten.

Ralph hörte ein leises Schaben oder Knistern, das nicht von ihm stammte. Seine Sinne schlugen Alarm. Er drehte sich - und starrte gegen den Unheimlichen, dessen Revolver mit dem aufgesetzten Schalldämpfer genau auf seine Stirn zielte…

***

Der Schock saß tief, auch wenn Ralph Pernell mit gefährlichen Ereignissen hatte rechnen müssen, aber er hatte trotzdem nicht daran geglaubt, daß seine Idylle hätte zerstört werden können. Er hatte auch als Polizist versagt. Zumindest hatte ihn sein Instinkt verlasen, und so war es eben zu dieser überraschenden Begegnung gekommen.

Idylle zerstört. Die Realtität hat mich wieder. So zuckten die Gedanken durch seinen Kopf. Vorbei der Urlaub. Alles wurde zerstört. Der Abend, unser Beisammensein…

Er war davon überrascht, welche Gedanken ihn peinigten. Er konnte sie nicht beeinflussen. Der Blackout hielt irgendwo noch an, als wollte er nicht realisieren, was da passiert war.

Der Schatten bewegte sich nicht. Auch seine Waffe blieb starr. Von der Küche her konnte er kaum gesehen werden, weil ihn der Stamm der Kastanie deckte. Zudem verschmolz er mit der Dunkelheit.

Der Polizist spürte das Brennen im Magen. Er kannte dieses Gefühl

sehr gut. So begann es, wenn eine gewisse Angst in ihm hochstieg. Das kannte er von gefährlichen Einsätzen her, bei denen er nie wußte, ob er überlebte oder nicht.

Jetzt war die Angst wieder da. Sie galt zwar auch seinem Leben oder Überleben, aber auf der anderen Seite gab es da noch eine Frau und zwei Kinder, für die er sich verantwortlich fühlte und die er beschützen wollte und mußte.

Auch war ihm klar, daß kein normaler Einbrecher vor ihm stand. Jemand, der nur etwas stehlen wollte, zog sich nicht so an. Diese Person wollte etwas anderes. Sie roch nicht nur wie der Tod, sie schien auch der Tod persönlich zu sein.

Die Person trug auf dem Kopf einen schwarzen Helm. Das Visier war nach unten geklappt. Nichts konnte Pernell erkennen. Hinter diesem Schlitz lösten sich die Gesichtszüge einfach auf. Sie hatten sich in eine Masse verwandelt, die überhaupt keine Gestalt mehr zeigte. Nicht einmal Augen sah der Mann. Der Körper war in Leder gehüllt.

Lederweste, Lederhose, kein Nierenschutz, wie ihn die Motorradfahrer trugen.

Ein Kunstgeschöpf, das angetreten war, um die Welt durch schreckliche Taten zu erobern.

Ralph holte tief Luft. Er wollte sich beruhigen. Er dachte auch an seine Waffe, die am Rücken im Gürtel steckte. Um an sie heranzukommen, würde er sich bewegen müssen, und es stellte sich dabei die Frage, ob der Unheimliche das zuließ.

Was wollte er? Es war immer gut, wenn man Fragen stellte und mit jemandem sprach. Wenn man ihn ablenkte von seinem eigentlichen Vorhaben und ihn immer wieder in Gespräche verwickelte. Das hatte Ralph Pernell auf der Polizeischule gelernt.

Darauf konnte er jetzt pfeifen.

Er würde keine Chance bekommen. Der andere würde ihn erst gar nicht hören können und auch nicht wollen, dazu hätte er den Helm öffnen oder abnehmen müssen.

Also nicht.

Wie dann?

Es war ruhig auf der Straße. Niemand war zu sehen. Nicht mal ein Auto fuhr vorbei.

Die Straße blieb ruhig.

Pernell spürte, daß sich die Entscheidung näherte. Diese Gestalt war nicht erschienen, um hier spazierenzugehen. Sie hatte ein Ziel: das Haus der Pernells. Sie wollte töten, überfallen, foltern - wie auch immer.

Vergeblich suchte der Polizist nach einen Motiv. Er beschäftigte sich auch mit dem Namen des Unbekannten. Irgend jemand steckte doch dahinter, aber ihm wollte einfach kein Name einfallen. Er kannte

keinen, dem er so etwas zutraute.
Der Fremde hatte sich nicht bewegt. Perneil wußte nicht, worauf er wartete. Er würde jedes Hindernis aus dem Weg räumen, und deshalb muß ich ihm zuvorkommen.
Es war eine wahnwitzige Idee. Der Irrsinn. Ein Widerspruch gegen die Vernunft, aber Ralph Pernell wollte sich nicht töten lassen, ohne eine Gegenwehr gezeigt zu haben. Die Augen hinter dem Sichtvisier beobachteten ihn scharf, das stand ebenfalls für ihn fest. Jede Bewegung fiel dem anderen auf. Er würde abdrücken und…
Pernell handelte. Er sackte in die Knie. Er griff nach hinten, um die Pistole hervorzuholen. Es geschah alles so schnell, und trotzdem kam er sich langsam vor wie eine Schnecke.
Während er nach unten sackte und seine Hand gegen die Waffe schlug, wuchs die dunkle Gestalt vor ihm höher. Sie verwandelte sich in einen Riesen, der nur seine rechte Hand bewegte und dabei die Waffe kippte.
Er drückte ab.
Der Polizist hörte keinen Schuß. Dafür ein anderes, dumpf klingendes Geräusch. Er glaubte, auch einen verzerrten Mündungsblitz um den Schalldämpfer herum tanzen zu sehen, aber sein Denken wurde brutal abgestellt, als ihn die Kugel erwischte.
Der Schlag traf seinen Kopf.
Pernell spürte es genau. Es war ein Treffer, der ihn zu Boden schmetterte. Er wußte nichts mehr. Etwas sägte in seinen Kopf hinein, biß sich fest, und als er seinen Mund bewegte, da knirschte Dreck zwischen seinen Zähnen, und die gesamte Welt um ihn herum fing an zu schwanken.
Hilflos lag er zu Füßen der Gestalt, die er sogar sah. Sie kamen ihm vor wie zwei große Kisten, die sich jetzt bewegten.
Der rechte Fuß wurde angehoben. Er glitt über den liegenden Mann hinweg. Den linken zog die Gestalt nach, dann hatte sie Perneil passiert, und sie ging auf das Haus zu.
Ralph wollte sich aufrichten.
Er schaffte es nicht.
Schon der Gedanke daran bereitete ihm Qualen. Und mit ihnen kehrten die Schmerzen zurück. Sie schössen durch seinen Kopf, als wollten sie dort einen fürchterlichen Tanz aufführen, der immer wilder und hektischer wurde, bis der Punkt erreicht war, wo auch Ralph Perneil dem Treffer Tribut zollen mußte.
Er sank in die Dunkelheit.
Seine letzten Gedanken galten der Frau und den beiden Kindern, die dem Killer schutzlos ausgeliefert waren…

***

Die Gestalt kümmerte sich nicht um den Mann. Sie setzte ihren Weg fort und ging auf die Treppe zu. Drei Stufen waren lächerlich einfach zu überwinden.

Dennoch ließ sich der Täter Zeit. Er sah, daß die Haustür nicht ins Schloß gefallen war, und nickte zufrieden. Mit der linken Hand drückte er die Haustür auf. Sie schwang lautlos nach innen, und mit einem langen Schritt hatte der Unheimliche das Haus betreten.

Er schloß die Tür nicht. Er ließ sie nur zuschwingen, bis zum Anschlag.

Dann drehte er den Kopf.

Links sah der eine Tür. Dahinter lag die Küche. Ein Lichtstreifen fiel durch den unteren Spalt. Er zeichnete einen hellen Streifen auf die dunklen Fliesen.

Der Täter hatte bereits einen Blick von draußen durch das Fenster in die Küche geworfen. Und er hatte die Frau gesehen, das zweite Opfer auf seiner Liste.

Sein Plan stand fest. Er wollte die Küche betreten und sich die Person vornehmen, um sie anschließend zu töten.

Wuchtig stieß er die Tür auf. Wie jemand, der eine andere Person unangenehm überraschen will.

Die Küche war leer.

Keine Frau stand mehr am Herd und bereitete das Abendessen zu, wie er es gesehen hatte. Sie mußte die Küche aus irgendwelchen Gründen verlassen haben. Konnte sie mißtrauisch geworden sein? Wenn ja, wie hatte sie dann reagiert? War es ihr gelungen, ein Versteck im Haus zu finden?

Der Eindringling mußte davon ausgehen. Möglicherweise hatte sie auch mit angesehen, was im Vorgarten geschehen war, und sie hatte versucht, aus dem Haus zu fliehen. Durch den Eingang im Garten, dann weg, vielleicht über die Felder oder hin zu einem Nachbarn.

Die von einem Lederhandschuh verhüllte Hand der Gestalt öffnete die Schiebetür, nachdem der Mann die Küche betreten hatte. So erhielt er einen freien Blick in den Wohnraum. Das Zimmer war leer.

Auch die Tür zum Garten war geschlossen. Hier hatte die Frau keinen Fluchtversuch unternommen. Die Flasche mit dem Bier und ein leeres Glas standen noch auf dem Tisch. Da hatte Pernell gesessen und getrunken.

Mit raschen Schritten durchmaß der Eindringling das Zimmer. Erst im Flur blieb er stehen. Eine Treppe führte hoch. Das Licht verteilte sich schwammig in der Umgebung.

Der Unhold überlegte, wohin er sich wenden sollte, als ihm die Entscheidung abgenommen wurde, denn aus der ersten Etage hörte er die schnellen Schritte.

Jemand kam die Treppe herunter.

Plötzlich geriet wieder Bewegung in die Gestalt. Sie zog sich blitzschnell in die Deckung der Dunkelheit zurück und wartete auf das Erscheinen der Frau.

Lisa Pernell ahnte nichts. Sie hatte nach den Kindern geschaut und wollte sich jetzt um das Essen kümmern. Ihr Mann hatte Hunger, auch sie brauchte einen Sattmacher, und sie wollte Ralph noch bitten, eine Flasche Wein auszusuchen.

»He, bist du wieder da, Ralph?«

Lisa erhielt keine Antwort, obgleich sie laut genug gesprochen hatte. Sie fühlte sich etwas irritiert, ging zwar noch weiter, stoppte aber auf der zweitletzten Stufe.

»Ralph?«

Schweigen.

Lisa fühlte sich unwohl. Sie merkte die Kälte, die von ihr Besitz ergriff. Es war das Gefühl der Angst und zugleich das Wissen, das sich in ihrer Umgebung etwas verändert hatte, obwohl es äußerlich nicht sichtbar für sie war.

Da lauerte was.

Sie schluckte.

Dann überwand Lisa ihre eigene Sperre und ließ die letzten beiden Stufen hinter sich. Jetzt stand sie im Flur. Links von ihr befand sich der Eingangsbereich.

Lisa stellte fest, daß die Haustür nicht ins Schloß gefallen war. So hatte sie auch vor ihrem Hochgehen in die erste Etage spaltbreit offengestanden. Demnach hielt sich Ralph noch vor dem Haus auf.

Warum? Was trieb er da? Jagte er den Unbekannten - den Schatten, der ihr aufgefallen war?

Die Erinnerung daran beschleunigte Lisas Herzschlag. Plötzlich war die Angst übermächtig. Eine gewaltige Klette, die sich an ihr festgeklammert hatte. In ihrem eigenen Haus fühlte sie sich nicht mehr sicher. Es war für sie zu einer Falle geworden.

Lisa wußte nicht, was sie tun sollte. Sie stand im Flur und traute sich auch nicht, nach draußen zu gehen. Auch den Weg nach oben schlug sie nicht ein.

Es war für sie furchtbar. Sie steckte in der Klemme. Etwas hatte sich verändert, obwohl sie nichts sah. Sie spürte das Fremde, das in ihr Haus eingedrungen war, und sie merkte zugleich, wie eine ängstliche Starre sie überkam.

Dann sah sie den Unheimlichen!

Nur kurz hatte Lisa den Kopf zu anderen Seite gedreht. Zum Licht hin geschaut. Hinter dem Schein löste sich dieser verfluchte Schatten, als hätte er zuvor mit der Wand eine Einheit gebildet.

Er kam, er war ein Riese. Er hatte kein Gesicht. Sein Kopf bestand aus einer Kugel, die an der Vorderseite glänzte, ansonsten

pechschwarz war.

Lisa dachte an einen Außerirdischen, der in ihr Haus eingedrungen war.

Aber wie wußte im selben Augenblick, daß es nicht stimmte, denn die Besucher aus dem All waren sicherlich nicht mit einfachen Schußwaffen ausgerüstet. Und dieser hier trug einen Revolver, auf dessen Mündung ein Schalldämpfer aufgeschraubt war.

Das war verdammt irdisch, Lisa kannte sich da aus, sie war ja die Frau eines Polizisten.

Der Arm, die Hand und auch der Revolver wurden angehoben, und die Mündung wies auf Lisas Stirn. Sie war ein kleines, böses Auge, das jeden Moment den Tod ausspucken konnte.

Lisa bewegte sich nicht. Sie wartete auf Befehle, die in den nächsten Sekunden nicht erfolgten. Die Person schaute Lisa nur an, und sie war nicht in der Lage, das Gesicht zu erkennen. Hinter dem Visier verschwammen die Züge zu einem düsteren Brei.

Mit der linken Hand gab der andere Lisa ein Zeichen. Er bewegte nur den Zeigefinger, und die Frau verstand. Sie wollte auf den Unheimlichen zugehen, in seine Nähe gelangen - um aus dieser Entfernung erschossen zu werden?

Lisa tat es. Nichts anderes blieb ihr übrig. Sie mußte sich fügen.

Vielleicht gab es noch eine Chance für sie, so recht daran glauben konnte sie nicht.

Ihre Beine waren schwer geworden, nur mühsam konnte sie sich noch bewegen. Puppenhaft wirkte sie. Zu keinen lockeren Bewegungen mehr fähig, wie eine mechanische Puppe, deren Glieder nicht geölt waren. Sie nahm den Geruch der Gestalt wahr, die nach Garten roch, vielleicht nach Erde oder Lehm. Sie wußte es nicht genau und ging an ihm vorbei.

Der Nacken war ebenfalls steif geworden. Die Gänsehaut lag dort wie aufgebügelt. Sie rechnete damit, daß der andere die Waffe anheben würde, um ihr eine Kugel in den Kopf zu schießen, doch dieser Kelch, ging an ihr vorbei.

Lisa passierte den lebenden Schatten. Vor ihr lag das Wohnzimmer. Sie kannte jedes Teil, das dort stand, jede Falte in der Couch, jeden Fleck auf dem Teppichboden, aber jetzt, als sie den Raum betrat, da kam er ihr so fremd und kalt vor.

Wie eine Leichenhalle!

Es war die Kälte in ihrem Innern, die sie so denken ließ. Lisa fürchtete sich schrecklich. Ihre Haut schien die doppelte Dicke erreicht zu haben.

Lisa merkte, daß sie zitterte, aber dieses Zittern blieb in ihrem Innern.

Gesprochen hatte der Eindringling kein Wort. Auch jetzt redete er

nicht, als er Lisa in den Wohnraum folgte. Er blieb ihr immer dicht auf den Fersen.

Lisa ging einfach weiter. Sie würde vor dem Fenster landen und erst dort stehenbleiben, wenn alles so weiterging.

Nein, es veränderte sich, denn der Eindringling machte einen großen Schritt nach vorn und stand dann so dicht hinter ihr, daß er sie mit der Hand berühren konnte. Er legte die Linke auf ihre Schulter. Lisa verstand das Zeichen. Sie blieb stehen.

Auf ihren Wangen lagen zwei kalte Punkte. Sie fragte sich, ob Tränen zu Eisperlen werden und festkleben konnten. So jedenfalls kam es Lisa in diesen Augenblicken vor.

Die Zeit dehnte sich. Sekunden wurden zu Minuten. Die Angst hielt jeden Nerv umklammert. Sie dachte auch an ihre Familie, und in ihrer Phantasie erschienen die Gesichter ihres Mannes und auch die ihrer Kinder. Sie sorgte sich um sie. Die Angst um sie ließ ihre eigene vergessen, dann aber bewegte sich der Mann mit dem Helm und trat neben sie. Das Licht war nicht grell, denn nicht alle Lampen gaben Helligkeit ab. Auf dem Helm schimmerten Reflexe, auch auf dem Sichtschutz, aber es gelang Lisa nicht, dahinter zu schauen. Was da lag, blieb ihr fremd und war so unheimlich.

Die lange Mündung wies noch immer auf sie. Lisa traute sich keine Bewegung zu. Sie wollte nichts falsch machen und den anderen dadurch provozieren. Er würde zu einem Abschluß kommen wollen und müssen, das stand für Lisa fest, deren Blick einfach nur ins Leere glitt.

Sie schaffte es, die Nähe des anderen aus ihrem Gedankenkreis zu verdrängen. Statt dessen fragte sie sich: Warum schreie ich nicht?

Warum rufe ich nicht um Hilfe? Warum nicht nach meinen Mann, der mich immer beschützt hat? Warum stehe ich nur hier…?

Sie schrak zusammen, denn der andere hatte sie angefaßt. Zwar trug er Handschuhe, aber Lisa hatte den Eindruck, von einer Totenhand berührt zu werden, deren Kälte durch ihre Kleidung drang und sich auf der Haut niederlegte.

Diese erste Berührung hatte Lisa erschreckt. Sie wußte allerdings auch, daß es so etwas wie ein Zeichen war. Eine Änderung ihres Verhaltens.

Sie hatte den Blick gesenkt. Dabei schaute sie zu, wie sich die Finger des Unheimlichen um ihren Arm schlossen, als wollten sie ihn brutal zerquetschen.

Lisa mußte dem Druck folgen. Als sie in die Knie ging, drang ein leiser Wehlaut über ihre Lippen. Der andere drückte sie tiefer, bis sie tatsächlich vor ihm auf dem Boden kniete und die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte.

Sie hörte sich schluchzen. Die Angst war gewaltig. Trotzdem drehte

Lisa den Kopf.
Der Unheimliche hatte seinen rechten Arm und damit auch die Waffe gesenkt.
Lisa sah die Mündung. Riesengroß kam sie ihm vor. Mehr nahm sie nicht mehr wahr.
Der andere drückte zweimal ab.
Lisa sank zu Boden.
Blut sickerte aus zwei Wunden und benetzte den hellen Teppich. Die Frau war zweimal in den Kopf getroffen worden, der einen schrecklichen Anblick bot.
Das störte den Killer nicht. Er drehte sich gelassen um und verließ den Wohnraum.
Aber er ging nicht aus dem Haus, denn er nahm die Treppe nach oben, wo die zwei Kinder schliefen…

***

Ralph Pernell hätte von sich nie behauptet, ein zäher Bursche zu sein, aber er war zäh, denn er erwachte aus dieser tiefen, schwammigen Dunkelheit, die ihn bisher festgehalten hatte. Es war ein Auftauchen aus dem tiefsten aller Schächte, und er merkte genau, wie sich die Nebel intervallweise lichteten.
Er schlug die Augen auf.
Viel erkennen konnte er nicht. Auch seine wirkliche Welt bestand nur aus grauen Schatten, und den wahnsinnigen Schmerz an seinem Kopf spürte er ebenfalls.
Pernell versuchte ihn zu ignorieren, um denken zu können. Er wollte sich erinnern, was geschehen war. Außerdem war ihm kalt geworden. Ein Beweis, daß er nicht in der Wohnung lag, sondern draußen in der kühlen Luft. Das wiederum sorgte für eine bessere Erinnerung. Trotz der Schmerzen fiel ihm ein, was geschehen war, und als er die Zunge bewegte, da schmeckte er den Dreck im Mund.
Er zog die Arme an. Die Hände rutschten über die feucht gewordene Erde des Vorgartens. Finger zuckten, fanden aber nichts, woran sie sich hätten festklammern können.
Der Polizist wälzte sich zur Seite. Er wußte sofort, daß er hier nicht liegenbleiben konnte. Vor ihm ragten die Umrisse des Hauses empor. Er sah auch das erhellte Fenster. In diesem Moment kam es ihm vor wie ein Tor ins Jenseits.
Er wollte und mußte hoch!
Es war eine Qual für ihn, aber durch eine unwahrscheinliche Energieleistung schaffte er es, sich hinzuknien. Der Baumstamm diente ihm dabei zusätzlich als Stütze.
Ralph wußte nicht, ob er atmete oder röchelte. In dem, was sich da aus seinem Mund löste, vereinigten sich beide Geräusche. Es war ihm

kaum möglich, nach vorn zu schauen, immer wieder wollte der Kopf nach unten sacken und den Körper mitreißen.

Nicht weit von ihm entfernt wuchs ein Ast. Für ihn war er das gleiche wie für einen Turner die Reckstange. Er umklammerte ihn, der Halt tat ihm gut. Der Ast brach nicht, er bog sich nur, als der Polizist sich daran in die Höhe zog.

Dann stand er schwankend da.

Es waren nur wenige Schritte bis zur Treppe und bis zur Eingangstür, aber Ralph wußte, daß die Distanz für ihn zu groß war. Er würde sie kaum schaffen, zumindest nicht aufrecht gehend, und so ließ er sich nach vorn fallen.

Auf allen vieren näherte er sich der Treppe. Die Kugel hatte in seinen Kopf eine Furche gerissen, aus der viel Blut gedrungen war. Es klebte in seinen Haaren und auf dem ganzen Gesicht.

Flüchtig nur dachte er an seine Waffe. Pernell wußte nicht mal, ob er sie noch bei sich trug oder sie bereits verloren hatte. Er hatte jedenfalls nicht die Kraft, danach zu suchen, das war klar.

Die Treppenfliesen waren kalt. Sie dienten dem Mann als Stütze auf seinem Weg ins Haus. Ein qualvoller Weg!

Die Schmerzen verschlimmerten sich mit jeder Bewegung. In seinem Kopf kochte es. Da spritzte glühend heißes Wasser in alle Richtungen weg. Und immer wieder rollten lautlos die Schatten auf Ralph zu, um ihn abermals in den Schacht zu zerren.

Er kämpfte dagegen an, legte aber eine Pause ein, obwohl die Haustür so nah war.

Unendlich mühsam streckte er schließlich den rechten Arm aus. Er legte seine Hand gegen die Tür und schaffte es auch, ihr den nötigen Druck zu geben.

Wie eine starre Fahne wehte sie nach innen. Der Blick ins Haus öffnete sich ihm.

Nichts war zu sehen. Der Mann kniete auf der Fußmatte. Er schaute in den Flur hinein, aber der war nicht mehr so wie sonst. Er sah völlig anders aus und hatte sich in einen Tunnel verwandelt, dessen Wände sich bewegten und Schatten wie schwarzen Nebel entließen.

Gehen konnte Ralph Pernell nicht. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Haus kriechend zu betreten. Über die kühlen Fliesen glitt er hinweg.

Er spürte die Wärme, die ihm entgegendrang, aber er dachte in diesen Momenten nur an seine Familie. Das Schlimmste wollte er sich nicht vorstellen, weil er nicht glaubte, daß jemand so brutal und unmenschlich sein konnte.

Der Flur war so lang. So unendlich lang. Ein Weg, der in der Hölle endete. Er kroch ihn.

Ich bin ein Wurm. Ich bin hilf-und harmlos. So schaffe ich es nicht.

Mit dem Kopf stieß er gegen die Bank. Schmerzen explodierten in seinem Schädel. Er riß den Mund weit auf, um schreien zu können, aber auch da war nichts zu machen.

Dann sank er wieder nach vorn, trank förmlich die Luft. Und er schaffte es mit einer schon übermenschlichen Energieleistung, weiterzukriechen.

Der Wohnraum war nicht weit entfernt. Höchstens zwei Meter. Aber die Distanz war einfach ein Wahnsinn. Grauenhaft und furchtbar. Sie zog sich immer weiter in die Länge, sie war wie eine Schlange aus Gummi, und der einsame Mann spürte, wie ihn allmählich die Kräfte verließen.

Er war verzweifelt. Er weinte. Die Tränen vermischten sich mit dem Blut in seinem Gesicht. Der Boden unter ihm war hart, zugleich aber kam er ihm weich vor. Er sank ein, wurde wieder nach oben gespült, schwamm plötzlich auf den Wellen, kam sich vor wie ein Vogel in der Luft und merkte dann, daß sich die Beschaffenheit des Untergrunds verändert hatte. Er spürte nicht mehr den Stein unter seinen Händen, sondern den Filz des Teppichbodens.

Ich bin im Wohnzimmer! schoß es ihm durch den Kopf. Ich bin tatsächlich im Wohnzimmer.

Und ich knie. Ich knie noch immer. Ich habe es geschafft. Ich bin einfach gut. Die Kugel hat mich nicht getötet. Ralph baute sich auf diese Art und Weise selbst auf. Er wollte nicht sterben, nicht eingehen. Er brauchte das Leben.

Der Mann kroch weiter. Um einen Sessel herum, der ihm im Weg stand.

Dann blickte er nach vorn, wo sein Platz war.

Davor lag sie.

Ralph Pernell schrie! Zumindest glaubte er, alles, was in ihm steckte, hinausschreien zu müssen. In ihm tobte etwas. Es war der Schmerz, nicht durch ein Messer und auch nicht durch eine Kugel verursacht. Er war einfach vorhanden. Er war furchtbar und grauenhaft. Der Polizist kam sich vor, als würde er in Stücke gerissen, die in eine wahre Schwemme aus Angst und Grauen gelegt wurden.

Seine Sicht hatte sich auf eine wundersame Art und Weise geklärt. Es war wie eine Folter, die einfach kein Ende nehmen wollte. Seine Frau, seine geliebte Lisa, lag auf dem Bauch. Ihr Kopf war von zwei Geschossen zertrümmert worden. Sie war tot. Sie würde sich nie mehr bewegen, und Ralph schrie noch immer, obwohl kein Laut aus seiner Kehle hervordrang. Diese Schreie waren wie Explosionen, die in seinem Innern stattfanden und ihn zerreißen wollten.

Was er fühlte, wußte er nicht. Er war körperlich leer. Zugleich durchtobte ihn eine Hitze, als wollte sie ihn innerlich verbrennen.

Lisa…

Selbst ihren Namen konnte er nicht mehr aussprechen. Er hämmerte nur durch seinen Kopf, als sollte dabei sein Gehirn zerstört werden.

Die Umgebung hatte sich für den Mann verengt. Er sah nur mehr seine Frau, nichts anderes. Es gab nicht die normale Möblierung in diesem Wohnzimmer, seine Augen waren einzig und allein auf den einen Punkt fixiert.

Und er hörte die Schritte nicht. Erst als sich dicht neben ihm ein Schatten bewegte, entdeckte er ihn durch den Schleier der Tränen.

Der Killer war da!

Er war von oben gekommen, aus dem Zimmer der Kinder. Er trug den Kopf noch immer verborgen. Das blieb auch so, als er seine Hand ausstreckte und die Waffe mit der Mündung gegen die Schläfe des knienden Mannes preßte.

Selbst darauf achtete Ralph Perneil nicht.

Ihm war alles egal. Auch der Tod. Das wußte auch der Killer. Er drückte ab!

***

In den letzten beiden Tagen hatte ich verdammt hart mit mir zu kämpfen gehabt, denn der vergangene Fall war nicht so leicht abzuschütteln. Er hatte Sheila Conolly, ihren Sohn Johnny, auch ihren Mann Bill und mich in eine verdammte Zwangslage gebracht, aus der wir nur mit viel Glück entkommen waren.

Eine Szene lief mir nach.

Ich sah mich auf dem nächtlichen Friedhof stehen und mit der Beretta auf mein Patenkind zielen. Ich hatte auf Johnny Conolly schießen müssen, um ein anderes Leben zu retten.

Angeschossen hatte ich ihn, nicht schwer verletzt oder tödlich getroffen.

Es war noch einmal gutgegangen, aber die Bilder wollten nicht weichen.

So etwas passierte bei mir selten, aber ich war ansonsten auch nicht so stark involviert.

Johnny hatte es überstanden.

Drei Tage wollten sie ihn im Krankenhaus behalten. Natürlich besuchte ich ihn. Ich sprach mit ihm, und er benahm sich wie immer, obwohl er mittlerweile Bescheid wußte, was geschehen war. Aber Johnny war in erster Linie froh, dem Bann dieser unheimlichen Schamanin entkommen zu sein, und daran war auch sein Vater Bill beteiligt gewesen, denn er hatte im fernen Haiti die Schamanin getötet. Sie war von einem Krokodil gefressen worden.

Johnny wollte natürlich raus und auch mit zum Flughafen, um seinen Vater abzuholen. Das ließen die Ärzte nicht zu. Sie wollten die Streifschußwunde an der Hüfte noch genauer untersuchen und erst

dann ihr Einverständnis geben.

Eine Stunde ungefähr hatte ich mich bei Johnny aufgehalten. Wir hatten über den Fall diskutiert, weil der Junge es so wollte. Schließlich war er eine der Hauptpersonen gewesen, und er brauchte dieses Gespräch auch, um die Erinnerungen überwinden zu können.

Als ich mich schließlich mit einem guten Gefühl verabschiedete, hob Johnny seinen rechten Arm und streckte mir die Handfläche entgegen, vor die ich schlug.

»Keine Feindschaft, John!« sagte er.

»Überhaupt nicht.«

»Bis dann.«

»Mach's gut.«

»Bestell Dad noch schöne Grüße«, rief er mir auf dem Weg zur Tür nach.

»Mach ich doch glatt.«

Dann war ich draußen und fühlte mich zum erstenmal wieder so wie sonst. Ja, ich war erleichtert. Der Tag hatte wieder Sonnenschein bekommen, obwohl sich der Himmel bedeckt zeigte.

Es war kurz vor Mittag, als ich den Rover auf dem Parkplatz des Krankenhauses erreichte. Ich stieg ein, wollte den Motor kommen lassen, als aus der rechten Seitentasche das Piepen erklang.

Ich verdrehte die Augen und verfluchte wieder mal mein Handy. Dennoch holte ich den flachen Apparat hervor und meldete mich mit ziemlich brummiger Stimme.

»Deine Laune scheint ja auf dem berühmten Tiefpunkt zu sein«, hörte ich Glenda zur Begrüßung sagen.

»Nein, ist sie nicht.«

»Du hast dich aber so angehört.«

»Ich liebe Handys.«

»Und wie war's bei Johnny?«

»Gut, Glenda, sehr gut. Er ist wieder okay. Das kann ich mit gutem Gewissen behaupten.«

»Das freut uns alle.«

»Hast du seinetwegen angerufen?«

»Nein, es geht um etwas anderes, obwohl mich Johnnys Befinden natürlich interessiert.«

»Was ist denn so dringend?«

»Sagt dir der Name Ralph Pernell etwas?«

Mit der Antwort ließ ich mir Zeit. Nicht weil ich Glenda ärgern wollte, ich mußte tatsächlich darüber nachdenken und schaute gegen die Windschutzscheibe des Autos. Dort spiegelte sich ein Ausschnitt des Himmels, über den dunkle Wolken trieben. Vor dem Wagen hastete eine Krankenschwester vorbei. Ihr Kittel flatterte wie eine weiße Fahne.

»John…?«
»Ja, ich bin noch da. Gehört habe ich den Namen schon, aber du kannst mir trotzdem auf die Sprünge helfen.«
»Pernell war ein Kollege von uns!«
Bei mir fiel endlich der Penny. »Natürlich, jetzt weiß ich es. Pernell wurde ermordet. Aber nicht nur er, auch seine Frau und die beiden Kinder. Ein scheußliches Verbrechen. Man hat keine Spur von dem Killer.«
»Eben.«
»Und jetzt?«
»Will Sir James mit dir und Suko über den Fall reden, und zwar so rasch wie möglich.«
»Das heißt, ich muß kommen.«
»Wir warten auf dich.«
»Okay, dann mach schon mal Kaffee an.« Ich steckte das flache Gerät wieder weg, startete aber noch nicht, sondern schaute nach vorn, als könnte ich auf der Scheibe etwas von dem erkennen, was sich auch in meinem Innern öffnete.
Ich war flüchtig über das unglaubliche Verbrechen informiert. Am Rande hatte ich es mitbekommen, war auch geschockt gewesen, aber ich hatte nicht damit gerechnet, daß es in meinen Zuständigkeitsbereich fiel.
Wenn sich Sir James allerdings einschaltete, mußte dieser Fall etwas Rätselhaftes an sich haben, ganz außerhalb der Norm. Oder ich war nur als Unterstützer tätig, denn diese Tat hatte viele Kollegen aufgewühlt.
Wer den Fall bearbeitete, wußte ich nicht, aber ich würde dabei sein, und Suko ebenfalls. So gut kannte ich uns.
Ich startete.
Der Alltag hatte mich wieder, denn die andere Seite, meine Feinde, legten keine Pause ein…

***

Für den Lektor Barry F. Bracht war die vergangene Nacht eine fürchterliche Zeit gewesen. Er hatte Stunden wach gelegen, ohne allerdings seine Zweitgestalt Zebuion eingenommen zu haben. Aber Empfindungen und Gedanken waren regelrecht auf ihn eingehämmert. Botschaften aus einer anderen Welt, die hinter der sichtbaren lag, und in ihnen spielte eine bestimmte Person die Hauptrolle.
Sie hieß Lisa Pernell!
Brächt kannte sie. Beide arbeiteten im selben Verlag. Hin und wieder hatten sie miteinander zu tun gehabt und sich dabei gut verstanden, obwohl beide so verschieden waren wie Tag und Nacht.
Auf der einen Seite der immer leicht abwesend wirkende Barry F.

Bracht, auf der anderen die quirlige Person namens Lisa, die es aber aufgegeben hatte, Bracht zur Ordnung anzuhalten. In seinem Büro sah es nach wie vor aus wie in einem Müllcontainer.

Nun war Lisa tot!

Barry F. hatte davon gehört. Er war geschockt gewesen. Er hatte es nicht glauben können, dann aber erfahren, wie Lisa, ihr Mann und deren gemeinsame Kinder ums Leben gekommen waren. Da hatte Barry den zweiten Schock erlitten, der noch immer wie ein langer, spitzer Stachel tief in seinem Innern steckte.

In der Nacht hatte ihn dieser Stachel noch mehr gepeinigt. Barry F. war so verdammt unruhig gewesen. Er hatte in die Unendlichkeit hineingelauscht, mußte dabei mit seiner eigenen Unruhe kämpfen, die immer schlimmer wurde, und vor seinem geistigen Auge war im Zustand des Wachseins immer wieder Lisas Bild aufgetaucht.

Bracht kannte den Grund nicht. Er dachte natürlich darüber nach und ging auch davon aus, daß sein eigenes Unterbewußtsein so überspitzt reagiert hatte.

Es war menschlich. Besonders bei einer sensiblen und auch sensitiven Person, wie er sie nun einmal war. Aber seine Beziehung zu Lisa war nie über das Kollegiale hinausgegangen, und so wunderte er sich schon, daß ihr Tod ihn nicht losließ. Ihm war, als sollte er auf etwas hingewiesen werden.

Und wenn die andere Seite, wer immer sich auch dahinter verbarg, so reagierte, mußte es etwas geben, mit dem er persönlich angesprochen werden sollte. Dann war dieses Verbrechen, so grauenhaft es auch durchgeführt worden war, keine normale Tat gewesen.

Es steckten also andere Kräfte oder Mächte dahinter.

Ein Fall nicht nur für ihn, sondern auch einer für seinen Bekannten und Freund John Sinclair.

Bracht gehörte zu den Leuten, die immer grübelten, bevor sie sich zu einem Entschluß durchrangen. An diesem Morgen war es anders. Da stand sein Entschluß bereits fest. Er würde mit dem Geisterjäger Kontakt aufnehmen.

Er war früh aufgestanden. Kaputt, hundemüde, aber innerlich trotzdem aufgeregt. Zudem kam er sich vor wie ein Mensch, der selbst neben sich herging. Er bekam kaum mit, daß er sich duschte, und auch das Anziehen ging an ihm vorbei. Den Tee schmeckte er ebenfalls nicht, obwohl er zwei Tassen trank.

Später betrachtete er sich im Spiegel. Ein Mann über Dreißig mit einem schmalen Gesicht, braunen Haaren und einem ebenfalls braunen Oberlippenbart. Die Augen hatten dieselbe Farbe, und die Gesichtshaut sah nicht gerade gesund aus, obwohl Barry F. nicht krank war. Ihm fehlte eben die Sonne. Er war ein Bürohocker, und

auch in seine Wohnung unter dem Dach drang kaum Licht.
Sicherheitshalber wollte sich Barry F. Bracht einen Tag frei nehmen. Er rief im Verlag an, meldete sich ab, dann streifte er seine ebenfalls braune Jacke mit dem Fischgrätmuster über, verließ die Wohnung und schloß ab.
Sein Auto ließ er stehen. In London kam er mit der U-Bahn besser voran.
Außerdem brauchte er sich dabei nicht auf das Fahren zu konzentrieren.
Tief in Gedanken marschierte er auf die U-Bahn-Station zu. Ihm fiel ein, daß er vergessen hatte, in Sinclairs Büro anzurufen.
Das holte er in einer Telefonzelle nach, und er erfuhr von Glenda Perkins, daß John erst gegen Mittag eintreffen würde.
»Ich melde mich dann wieder.«
»Ist gut.«
Barry F. Bracht verließ die Zelle. Er schaute zum Himmel. Der Wind war kühl, die Wolken wurden von ihm wie graue Schafe weitergetrieben.
Er dachte wieder an Lisa. Warum konnte er den Gedanken an sie nicht abschütteln? Was war geschehen? Welche ungewöhnliche Beziehung oder welchen Kontakt gab es zwischen ihnen, der ihm zuvor nie aufgefallen war? Was wollte sie ihm sagen? Worauf sollte und mußte er achten?
Bracht hatte keine Ahnung. Er verließ sich voll und ganz auf seinen Instinkt.
Der wiederum sagte ihm, daß etwas Schlimmes und Unheimliches auf ihn zukam.
Plötzlich fror er…

***

Ich hatte für den Rover den letzten Platz in der kleinen Yard-Garage gefunden, war dann nach oben gefahren und blieb im Vorzimmer stehen, was Glendas Reich war. Die Tür zu meinem Büro stand offen. Beide Schreibtische waren nicht besetzt, und ich erkundigte mich bei Glenda nach Suko.
»Der ist schon bei Sir James.«
»Gut. Hast du gesagt, wann ich komme?«
»Nein, keine genaue Zeit.«
»Dann kann ich noch einen Kaffee trinken?«
»Kannst du, John.«
Ich schenkte mir die Tasse ziemlich voll. Glenda war weniger gesprächig als sonst, und den Grund erfuhr ich nach den ersten beiden Schlucken.
»Ich komme noch immer nicht darüber hinweg, daß jemand hingeht

und eine Familie so einfach ausrottet.« Sie schüttelte den Kopf. Die Hände hielt sie ineinander verknotet. »Das kann ich einfach nicht begreifen, John. Das geht über meinen Verstand.«

Ich stellte die Tasse ab. »Ja, manchmal faßt man sich wirklich an den Kopf. Weißt du denn mehr?«

»Kaum.«

»Kläre mich trotzdem auf.«

Glenda setzte sich an ihren Schreibtisch. Sie trug einen braunen Rock, eine schlichte weiße Bluse und darüber eine apricotfarbene lange Strickjacke. »Ralph Pernell arbeitete bei der Metropolitan Police. Er stand im Rang eines Offiziers. Seine Frau war auch noch berufstätig. Sie verdiente ihr Geld als Halbtagskraft in einem Verlag. Auf die beiden Kinder achtete die Oma, wenn die Mutter außer Haus war. Das ist eigentlich alles, was mir bekannt ist.«

»Gibt es schon einen Verdacht?«

»Da mußt du nicht mich fragen, John.«

»Aber ein Motiv ist sicherlich vorhanden.«

»Finde es«, bat sie. »Finde es heraus, John, dann hast du vielleicht auch den Täter.«

Ich strich mein Haar zurück. »Die Sache ist ja die«, sagte ich. »Wenn es in der Vergangenheit, die natürlich mit Perneils Beruf zusammenhängt, kein Motiv gibt…«

»Danach hat man bestimmt schon geforscht«, sagte Glenda.

»Schließlich ist eine Sonderkommission zusammengestellt worden.«

»Okay, aber ich will auf etwas anderes hinaus. Wenn es also kein Motiv gibt, kein offizielles, bleibt uns nichts anderes übrig, als in einem Gebiet zu forschen, für das wir zuständig sind.«

»Das genau ist es.«

Ich leerte die Tasse und hob die Schultern. »Ich weiß es auch nicht. Es kann ja sein, daß Pernell Kontakt mit irgendwelchen anderen Welten bekommen hat. Möglich ist alles, aber das werde ich noch von Sir James erfahren.«

»Es bleibt zu hoffen.«

»Ich gehe dann mal los.«

»Moment, John. Und mit Johnny ist wirklich wieder alles okay? Ist er so wie früher?«

Ich schaute in ihre besorgten Augen. »Ja, Glenda, er ist okay, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Gut.« Sie atmete auf. »Manchmal ist der Streß einfach zu groß.«

»Dann geh in Urlaub.«

»Daran habe ich auch schon gedacht. Willst du nicht mit?«

»Frag Sir James.«

»Lieber nicht.«

Ich verließ das Büro und ging die wenigen Schritte bis zum Zimmer

meines Chefs. Dort fand ich Suko vor, und natürlich Sir James Powell, der mich schon etwas brummig anschaute und auch einen bezeichnenden Blick auf seine Uhr warf.

»Es ging nicht früher«, entschuldigte ich mich und zog mir einen Stuhl heran.

»Ist der Junge wieder okay?«

»So gut wie.« Ich gab einen kurzen Bericht, den beide Männer mit Interesse verfolgten, aber sie waren sichtlich froh, als sie von mir die gute Nachricht auch im Detail hörten.

»Und jetzt zu uns«, sagte Sir James. »Suko ist besser informiert als Sie, John, aber Sie wissen ja, um was es geht?«

»Um diesen vierfachen Mord.«

»Genau.« Sir James schwieg. Auch er war erregt. Er war ja keine Maschine. Diese Untat nahm ihn schwer mit, das war ihm deutlich anzusehen. Sein Blick hinter den Gläsern der Brille verlor sich in der Ferne, er mußte sich erst sammeln, trank einen Schluck von seinem stillen Wasser und atmete danach laut aus. »Obwohl mittlerweile einige Tage vergangen sind und die Kollegen mit Hochdruck an diesem Fall arbeiten, ist und bleibt es für alle ein Rätsel.«

»Das heißt, man hat keine Spur von dem Mörder.«

»Ja. Niemand hat ihn gesehen, keiner hat ihn gehört. Als wäre die Nachbarschaft tot.«

»Wann passierte es?«

»Am Abend. Es war schon dunkel. Und erst am nächsten Tag fiel die Tat auf, weil der Kollege seinen Dienst nicht antrat.« Sir James hob die Schultern. »Da war natürlich guter Rat teuer. Sie können sich vorstellen, wie die Kollegen rotierten. Hinzu kam noch ein zweiter Umstand. In der Nacht hatte es geregnet, und die Experten, die das Haus innen und außen absuchten, fanden draußen keine Spuren. Keine Fußabdrücke, keine Fingerabdrücke, nichts. Nur zwei Kugeln im Kopf des Mannes, zwei im Kopf seiner Frau und jeweils eine«, er senkte seine Stimme, »in den Köpfen der beiden Kinder.«

Ich konnte die Gänsehaut nicht unterdrücken, und auch Suko schauderte zusammen.

»Kinder«, flüsterte ich.

»Ja, er kannte keine Gnade.«

»Die Kugeln wurden befunden. Was ist mit der Waffe? Womit hat der Killer getötet?«

»Mit einem Revolver. Smith & Wesson. Kaliber achtunddreißig. Er kann sich die Waffe überall besorgt haben, das ist heute keine Schwierigkeit mehr. Man hat natürlich daktyloskopische Untersuchungen durchgeführt. Man hat vieles verglichen, aber es ist nichts dabei herausgekommen. Der Killer kam wie ein Phantom, und er verschwand auch so.«

»Ohne Motiv?« fragte ich skeptisch. Schon bei Glenda hatte ich dieses Thema angesprochen.

»Die Kollegen haben keines finden können. Natürlich habe sie die berufliche Vergangenheit des Mannes durchwühlt, aber eine Spur fand man leider nicht. Unter den Personen, die Ralph Pernell festgenommen hatte, fand sich niemand, dem eine solche Tat zuzutrauen wäre. Das war also auch nichts.«

»Und jetzt sind wir gefordert«, sagte Suko.

Ich ließ seine Bemerkung für eine Weile im Raum stehen und erkundigte mich nach dem Grund. »Deutet irgend etwas darauf hin, daß andere Mächte mitmischen?«

»Es könnte sein.«

»Wieso?«

Sir James hob die Hand. Ein Zeichen, daß er reden wollte. »Was ich Ihnen jetzt sage, John, ist keine Spur, auch kein konkreter Verdacht, es ist mehr ein Gefühl, dem ich nachgegangen bin, und es zeigt auch, zu was Menschen fähig sind.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Hierdurch.« Sir James hob eine Zeitung an, die zusammengefaltet neben ihm gelegen hatte. Er reichte sie mir noch nicht herüber, sondern gab zunächst eine Erklärung. »Diese Gazette ist seit einigen Monaten auf dem Markt. Sie nennt sich Hades und…«

»Unterwelt?« fragte ich.

»Ja, der griechische Ausdruck. Sie hat diesen Titel, und es ist ein Blatt, auf das wir gut und gern verzichten können, denn die Artikel darin verherrlichen die Gewalt. Die Mitarbeiter oder Reporter greifen Verbrechen auf und schreiben darüber. Artikel über spektakuläre Blut- und Untaten, zu denen auch die entsprechenden Kommentare geschrieben werden. Sie beinhalten einen Zynismus, der schon mehr als menschenverachtend ist. Es wird über die Taten geschrieben, aber die Kommentare der Leute sind am ekligsten. Wenn Sie die Berichte lesen, werden Sie den Eindruck gewinnen, als würden sich die Leute an ihre eigenen Artikeln und Kommentaren ergötzen. Die Berichte sind wirklich so verfaßt, als wollten sie das Böse in diese, unsere Welt hereinholen, um sich mit ihm zusammen freuen zu können. Ich habe einige Ausgaben gelesen; der Tenor ist immer gleich. Es wird gedroht, es wird gewarnt, und es wird darüber geschrieben, daß jemand unterwegs ist, der die Menschen haßt. Einer, der durch die Welt wandert und sich auch als Wanderer bezeichnet, was immer man darunter zu verstehen hat. Mir ist auch nicht bekannt, wer diese Zeitung abonniert hat. Man bekommt sie nicht überall. Bei mir wäre kein Verdacht entstanden, wenn diese Zeitungsleute nicht schon euphorisch über den Familienmord geschrieben hätten. Diese Zeilen sind nicht mehr mit der kritischen Distanz eines Journalisten

geschrieben worden. Beim Lesen spürt man, daß sich der oder die Schreiber sogar darüber freuen, daß diese Untat geschehen ist.« Sir James winkte mit der Zeitung. »Da, lesen Sie bitte selbst, John.«

Ich stand auf, nahm sie ihm aus der Hand und faltete sie auseinander, als ich wieder saß.

In übergroßen und runenhaft geschriebenen Lettern sprang mir der Name der Zeitung ins Auge.

Jeder Buchstabe war leicht gerötet und sah aus wie mit Blut gefüllt, das aus den Umrandungen zu dringen drohte. Auf der ersten Seite war groß über das unbegreifliche Verbrechen berichtet worden. Ich las. Sir James und Suko ließen mich in Ruhe, und ich mußte meinem Chef wirklich recht geben. Wer diesen Artikel geschrieben hatte, der hatte sich tatsächlich an der Untat ergötzt. Der Schreiber hatte seine subjektive Meinung nicht einmal zwischen den Zeilen versteckt. Offen schrieb er darüber, wie schwach Menschen gegenüber dem Bösen doch sind, das immer mehr Einfluß auf dieser Welt gewinnt.

Er ging auch nicht auf eine kritische Distanz zu diesem Thema, sondern hieb immer tiefer in die Kerbe und gelangte voller Optimismus zu dem Fazit, daß die Welt eigentlich nach den Gesetzen der Hölle oder des Teufels regiert wurde.

Gespickt war der Artikel mit Bildern vom Tatort, aber die Leichen selbst waren nie zu sehen. Diese Fotos hatten unsere Kollegen zurückgehalten.

Es waren auch noch andere Artikel in diesem Blatt vertreten. Selbst die Kriegsschauplätze dieser Welt wurden nicht ausgelassen. Man bezeichnete sie nicht nur als Inseln des Bösen, sondern sogar als Inseln der Zukunft und Begleiter ins nächste Jahrtausend.

Über so viel Irrsinn, Verbohrtheit und Ignoranz konnte ich nur den Kopf schütteln. Ich faltete das Schmierblatt wieder zusammen und legte es zurück auf den Schreibtisch.

»Ihr Kommentar und erster Eindruck, John?«

»Furchtbar.«

»Stimmt.«

Suko schüttelte den Kopf, bevor er sprach. »Ich hätte nie gedacht, daß es so etwas gibt. Diese Leute können doch nicht richtig im Kopf sein, wenn sie Verbrechen und Kriege gutheißen.«

»Oder stehen sie auf der anderen Seite«, gab ich zu bedenken.

»Auf der schwarzmagischen, meinen Sie?«

»Richtig, Sir.«

»Das war auch meine Folgerung, als ich den Artikel las. Da muß es etwas geben, oder es hat sich etwas aufgebaut, das uns entgangen ist. Tief war es im Unsichtbaren verborgen. Es hat sich Zeit lassen können und tritt nun an die Öffentlichkeit.«

»Hat Ihr ES auch einen Namen, Sir?« fragte ich.

»Ja, das hat es. Soll ich das Böse allgemein nennen? Vielleicht auch den Teufel?«

»Oder Luzifer«, sagte Suko.

Ich nickte und fragte zugleich. »Was ist mit diesem Wanderer, der in dem Artikel erwähnt wird, Sir?«

Der Superintendent verzog die Lippen zu einem säuerlichen Lächeln.

»Das könnte unser Problem sein.« Er legte zwar eine Pause ein, aber er wirkte so, als wollte er noch etwas hinzufügen, was er schließlich auch tat. »Es ist bestimmt kein normaler Wanderer«, sagte er, »sondern jemand, der unterwegs ist, um das Böse zu verbreiten.«

»Wie ein vierfacher Killer«, sagte Suko.

Ich drehte mich zu ihm um. Wir blickten uns an. Suko nickte, um seine Aussage zu unterstreichen. »Es ist gewissermaßen das Fazit, John. Es läuft darauf hinaus. Sir James und ich könnten uns vorstellen, daß wir einen Wanderer suchen, der zugleich ein mehrfacher Killer ist und natürlich der Mörder der Familie Pernell.«

So sah es aus. Ich schwieg. Man gab mir auch Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen. Ich faßte mental noch einmal alles zusammen, drehte es hin und her und kam schließlich zu dem Ergebnis, daß dies so etwas wie eine Spur war, auch wenn all unsere Vermutungen auf tönernen Füßen standen.

Der Superintendent wollte von mir eine Antwort und sprach mich darauf an. »Sind Sie mit unseren Überlegungen einverstanden? Oder kommen sie Ihnen zu weit hergeholt vor?«

»Ein wenig schon«, gab ich zu.

»Aber Sie lehnen sie nicht ab?«

»Nein.«

»Das ist gut.«

»Was auch geschehen sein mag, Sir«, sagte ich, »abgesehen davon, ob die Zeitungsschmierer mehr wissen oder nicht. Solchen Leuten muß man einfach das Handwerk legen. Das ist ein Kopfstand der Pressefreiheit. So ein Unsinn darf nicht unter das Volk gebracht werden. Da sind alle anderen Berichte der entsprechenden Boulevardblätter noch harmlos dagegen. Das behaupte ich.«

»Und ich widerspreche nicht. Also werden wir uns um den Fall kümmern.«

Ich hatte das Impressum nicht gelesen, weil ich einfach zu aufgeregt gewesen war, aber ich erkundigte mich, wo wir die Redaktion oder den Verlag finden konnten.

Sir James war sauer, das hörten wir an seinem Lachen. »Die haben es raffiniert gemacht. Der Verlag sitzt nicht hier in London. Die haben ihren Sitz auf der Kanalinsel Guernsey.«

»Ach!« staunte ich. »Im Steuerparadies.«

»Ja.«

»Dann müssen wir eben einen Ausflug dorthin machen.«
»Richtig, John. Es gibt einen Flughafen auf der Insel, der von zahlreichen Fluggesellschaften Europas angeflogen wird. Also wird die Insel Ihr nächstes Ziel sein. Schauen Sie sich den Verlag an. Finden Sie heraus, ob die Spur heiß ist oder ob wir ins Leere geschlagen haben.«
»In Ordnung.«
»Sind denn auch andere Verbrechen geschehen, die von derartigen Kommentaren aufgegriffen wurden?«
»Nein, nicht so extrem. Ich habe einige Zeitungen gelesen. Noch erscheint die Gazette monatlich, aber das könnte sich ändern, fürchte ich, denn es gibt immer wieder Leser, die sich an derartigen Schmierereien ergötzen.«
»Kennen Sie Namen, Sir? Wissen Sie, wie der Chefredakteur des Blattes heißt?«
»Nein.«
»Bitte?«
»Wenn Sie in Kontakt treten wollen, müssen Sie an ein Postfach schreiben. Außerdem können Sie die Redaktion kaum telefonisch erreichen. Es wird nie abgehoben. Es meldet sich immer ein Anrufbeantworter, der Ihre Fragen und Wünsche aufnimmt. Man verspricht, sich später mit Ihnen in Verbindung zu setzen. So und nicht anders ist es gelaufen und läuft es auch weiterhin.«
»Es muß doch einen Vertrieb geben, Sir.«
»Sicher.« Der Superintendent hob die Schultern. »Schließlich wird die Zeitung verteilt, aber ein eigener existiert nicht. Eine unabhängige Vertriebsgesellschaft liefert diese Produkte aus. Ich habe bereits mit dem Chef dieser Gesellschaft gesprochen, der auch nichts wußte und mir nur sagen konnte, daß die Bezahlung stets pünktlich erfolgte. Das war für ihn die Hauptsache. Mehr kann ich Ihnen nicht darüber sagen.«
»Und wo werden die Blätter gedruckt?« fragte Suko.
»Wohl auch auf Guernsey.«
»Das hätten wir uns doch denken können.« Mein Freund schaute mich an. »Hast du noch Fragen?«
»Ja. Wo sind die Tickets?«
»Die habe ich schon«, erwiderte Suko lächelnd.
Ich stand auf und erkundigte mich noch, ob die Kollegen der Sonderkommission eingeweiht worden waren.
»Nein, das sind sie nicht«, erklärte Sir James. »Allerdings habe ich eine Ausnahme getroffen Chief Inspector Tanner weiß Bescheid. Er ist gewissermaßen unsere Vertrauensperson.«
»Leitet er die Kommission?«
»Das nicht, John. Nur ist er sehr betroffen, denn Perneil und er kannten sich gut.«

»Dann weiß ich, wie es in ihm aussieht.« Wir gingen zur Tür. Fröhlich kehrten wir eigentlich selten aus dem Büro unseres Chefs zurück. An diesem Tag allerdings waren wir mehr als bedrückt…

***

Bis zum Start der Maschine hatten wir noch Zeit. Etwas mehr als zwei Stunden noch, dann würden wir von Gatwick aus starten. Ein Fahrer sollte uns hinbringen. Zuvor fuhren wir noch nach Hause, um zu packen.

Zudem wollte sich Suko von Shao verabschieden.

Eine Viertelstunde gaben wir uns. Ich brauchte wirklich nicht länger, denn ich war es gewohnt, die Dinge schnell in den Koffer zu legen, wenn auch nicht so ordentlich wie Shao, die ihrem Suko stets beim Packen der Koffer half.

Ich packte gedankenverloren ein, denn bei der Sache war ich nicht. Meine Gedanken drehten sich nicht mehr um das schreckliche Verbrechen, sie hatten sich auf einen anderen Punkt konzentriert. Es war ein ungewöhnlicher Name gefallen.

Wanderer!

Wer und was war er? Ein Mensch? Ein Dämon? Vielleicht beides? Oder nur eine fiktive Figur?

Je länger und intensiver ich darüber nachdachte, um so mehr vergrößerte sich dieses Rätsel. Zu einem Abschluß, der mich zufriedenstellen konnte, kam ich nicht, aber vom Gefühl her glaubte ich daran, daß diese Person oder Figur eine wichtige Rolle in dem Fall spielte, wenn nicht sogar die wichtigste.

Das Wort Wanderer ließ viele Spekulationen zu. Ich war durchaus der Meinung, daß diese Gestalt zwischen den Welten wanderte. Dämonen waren oft mit Kräften ausgestattet, über die wir Menschen nur den Kopf schütteln konnten.

Ein Wanderer, der tötet? Der keine Gnade kannte. Vielleicht war er von Luzifer selbst eingesetzt worden, um als sein Bote zu fungieren, der eben die Welt mit Grauen und Schrecken überschütten sollte.

Wie bei der Familie Pernell erlebt.

Mich überkam schon das schleichende Gefühl der Furcht, wenn ich daran dachte. Sollte ich mit meinen Vermutungen richtig liegen, dann würde es bestimmt nicht bei diesen Taten bleiben. Dann machte er weiter, und Opfer gab es überall.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie es diesem Mörder gelungen war, in das Haus des Polizisten einzudringen. Eines Mannes, der schon von Berufs wegen sehr wachsam war und sicherlich auch seine Frau dazu angehalten hatte. Aber die Alarm-oder Warnsysteme hatten einfach versagt. Der vierfache Mord war geschehen.

Vor Wut knirschte ich mit den Zähnen. Ich baute innerlich ein

Haßgebilde gegen diese Person auf und versuchte auch, sie mir vorzustellen. Sah der Wanderer aus wie ein Mensch? War er vielleicht ein Dämon in fürchterlichster Gestalt? Vielleicht in der eines Drachen. Oder gehörte er zu den Kreaturen der Finsternis?

Das konnte durchaus sein. Es gab sie ja, diese Wesen, die als Dämonen überhaupt nicht zu erkennen waren und schon zu Beginn der Zeiten als häßliche Monstren oder Gebilde existiert hatten. Nur hatten sie sich im Laufe der Zeit angepaßt. Sie waren mit menschlichen Gesichtern ausgestattet worden, hinter denen aber noch immer die Fratzen ihres ursprünglichen Aussehens lauerten.

Sie waren nicht nur gefährlich und rücksichtslos. Sie kannten auch keine Gnade, denn sie hatten keine Gefühle. Sie waren so schrecklich menschenverachtend. Es machte ihnen nichts aus, ein Kind, eine Frau oder einen Mann zu töten.

Den Deckel des kleinen Koffers drückte ich zu und ließ die Schlösser einrasten.

In zehn Minuten hatte ich die Sachen zusammengepackt. Als ich nebenan schellte, wurde sofort geöffnet. Shao und Suko standen bereits im Flur, und mein Freund hielt den Koffer in der Hand. Shao begrüßte mich mit einem gequält aussehenden Lächeln. Den Grund dafür konnte ich mir gut vorstellen. Sicherlich hatte ihr Suko von unserem Trip berichtet und auch den Grund nicht verschwiegen.

Shaos nächste Worte bestätigten meine Annahme. »Das ist ja furchtbar, was ich da hören mußte. Wollt ihr den Mann jagen, der die Familie ausgelöscht hat?«

»Keine Ahnung, Shao, ob es ein Mann ist. Jedenfalls sehen wir ihn als Wanderer an.«

»Der aus der Hölle gekommen ist?«

»So ungefähr.«

»Gebt nur acht, daß er euch nicht auch erschießt. Ihr dürft ihn auf keinen Fall unterschätzen.«

»Das werden wir nicht tun«, erklärte Suko, bevor er sich von Shao verabschiedete. Für einen Moment hielt sie ihn fest und schaute tief in seine Augen. Wie jemand, der noch eine letzte Botschaft mit auf den Weg geben will.

Danach waren wir entlassen. Der Lift brachte uns nach unten. »Wie ich dich kenne, hast du über den Fall nachgedacht.«

Ich gab Suko recht.

»Dazu bin ich nicht gekommen. Ich habe Shao nur einweihen können, aber es sieht nicht gut aus, finde ich. Ich nehme an, daß du dich auch mit dem Wanderer beschäftigt hast.«

»Stimmt.«

»Was meinst du?«

Die Antwort bekam Suko, als wir den Lift im Erdgeschoß verlassen

hatten und durch den Flur gingen. »Ich könnte mir eine Kreatur der Finsternis dahinter vorstellen.«

»Bingo, John!«

»Du auch?«

»Momentan nicht. Aber wer kann schon wissen, welche Überraschungen Luzifer oder auch ein anderer Dämon für uns bereit hält.«

»Ich denke auch an Luzifer«, sagte Suko. »Ihm haben die Kreaturen der Finsternis schon zu den Urzeiten gehorcht.«

»Wenn ich nur wüßte, was er mit dem Einsatz des Wanderers bezwecken will.«

»Das Chaos.«

»Meinst du?«

»Davon bin ich überzeugt.«

Der Hausmeister grüßte uns und wollte natürlich erfahren, ob wir wieder auf Reisen gingen.

»Nur für kurze Zeit«, rief ich zurück.

»Dann viel Spaß.«

»Dito.« Wenn der gute Mann gewußt hätte, welche Aufgabe vor uns lag, hätte er seinen Wunsch verschluckt.

Der Fahrer wartete neben dem Auto. Er war schon länger bei uns beschäftigt und hatte früher im Außendienst gearbeitet. Doch eine Schußwunde zwang ihn, sich zu schonen.

Er war im letzten Jahr fünfzig geworden und hatte sich ab diesem Tag einen Oberlippenbart wachsen lassen, der in seinem Gesicht wie ein übergroßer Busch wirkte. Sein Markenzeichen.

»Alles klar?« fragte er uns.

»Immer.«

Wir stiegen ein. Suko vorn, ich hinten, denn ich wollte noch ein wenig die Augen schließen. In der vergangenen Nacht war ich zu oft aufgewacht, da ich immer wieder an Johnny Conolly hatte denken müssen.

Der Wagen war ein Ford, grau lackiert und schon älter. Kaum hatte unser Fahrer den Motor gestartet, schloß ich die Augen. Früher hatte ich auf den Punkt einschlafen können. Leider waren die Zeiten vorbei.

Außerdem war mein Gehirn nicht frei. Der vierfache Mord beschäftigte mich doch sehr.

Wie war es nur möglich, daß jemand hinging und eine Familie auslöschte?

Damit kam ich nicht zurecht. Das stellte sich wie eine Mauer gegen mein Empfinden. Waren wir Menschen schon so tief gesunken, daß auch jetzt Kinder keinen Schutz mehr hatten? Wie viele irre Killer liefen denn in dieser Welt herum?

Über die Schuld wollte ich nicht erst nachgrübeln. Man konnte zwar

vieles, aber nicht alles auf die Gesellschaft schieben, die zudem ihre alten Strukturen immer mehr verliert. Die Familien werden kleiner, lösen sich auf; Menschen vereinsamen, und die älteren werden häufig in Heime abgeschoben. Allen Singles droht im Alter die Ausgrenzung und die Hilflosigkeit.

Ich duselte trotz dieses Ausflugs ein und erlebte die Fahrt wie aus weiter Ferne mit. Das Hupen der anderen Fahrer. Die Geräusche fremder Motoren. Manchmal Stimmen, dann wieder ruhigere Phasen. Die häufigen Stopps an Ampeln oder vor einem Kreisverkehr und auch die leise geführte Unterhaltung, die Suko mit dem Fahrer führte. Das alles vermischte sich zu einem Brei aus Geräuschen, der mich immer mehr einlullte. An das Schaukeln des Fahrzeugs war ich gewöhnt.

Auf einmal jedoch war ich wach!

Es war das plötzliche Erwachen und Aufreißen der Augen, als hätte ich einen Schock erlitten. Dabei hatte mich niemand angestoßen. Es gab auch kein äußeres Ereignis. Ich war einfach wieder voll da, was auch Suko aufgefallen war, denn der drehte den Kopf und schickte mir ein Grinsen zu.

»Na, du Schlaf er?«

»Ich hatte was nachzuholen«, erklärte ich, wobei ich mir die Augen rieb.

»Wo sind wir eigentlich?«

»In Haggerston.«

»Dann lohnt es sich nicht mehr.«

»Eben.«

Ich streckte mich, nahm wieder eine normale Sitzhaltung ein und schaute hinaus. Das bekam Suko auch mit, und er hatte wieder etwas an mir auszusetzen.

»Dreh dich mal um und sieh durch die Rückscheibe!«

»Warum?«

»Ich will wissen, ob dir etwas auffällt.«

Manchmal kam Suko eben nur auf Umwegen zum Ziel, also tat ich ihm den Gefallen.

Die Bebauung war nicht mehr so dicht wie in der City. Der Himmel war wolkig. Es regnete nicht, aber auch die Sonne hielt sich bedeckt.

Insgesamt ein trüber Tag, nicht super, aber auch nicht schlecht.

»Was meinst du denn?«

»Siehst du den Typ auf dem Motorrad?«

»Ja.« Jetzt, wo Suko mich besonders darauf aufmerksam gemacht hatte, schaute ich intensiver hin. Als hätte er sich mir präsentieren wollen, gab er Gas, überholte einen Transporter mit offener Ladefläche und kam so näher.

Er fuhr jetzt hinter uns.

Man konnte sich wirklich vor einer derartigen Gestalt fürchten. Sie

war eingepackt in dunkles Leder, und der ebenfalls dunkle Helm saß so auf seinem Kopf, daß von seinem Gesicht nichts zu sehen war. Sogar das Visier ließ keinen Blick durch.

Die Maschine wirkte ebenso gefährlich wie ihr Fahrer, von dem tatsächlich ein unheimlicher Hauch ausging. Er hatte es auch nicht eilig, denn er traf keine Anstalten, um einen Überholvorgang einzuleiten, sondern blieb auf unserer Spur.

»Was macht ihn verdächtig?« fragte ich nach vorn.

»Er hängt uns schon eine Weile im Nacken.«

»Zufall? Er kann denselben Weg haben.«

»Und warum überholt er nicht?« fragte Suko. »Bei anderen Fahrzeugen hat er es getan.«

»Wenn du mich so fragst, ja.«

Ich schaute noch immer nach hinten. Der Fahrer behielt das Tempo tatsächlich bei, rückte nicht einen Meter näher. Ich wollte von Suko wissen, ob er sich schon einen Plan zurechtgelegt hatte.

»Zeit hätten wir ja noch«, meinte er. »Also ja.«

Suko schickte mir ein kratziges Lachen entgegen. »Wir könnten ihn auf die Probe stellen.«

Unser Fahrer hatte zugehört. »Was soll ich tun?«

»Sie kennen sich hier aus?«

»Und ob.«

»Dann fahren Sie zu einer weniger belebten Stelle, wenn es möglich ist.«

»Da gibt es einen Fußballplatz nicht weit entfernt.«

»Wunderbar.«

Ich sah, wie der Fahrer nickte, und ich hörte ihn auch lachen. Anscheinend machte ihm die Abwechslung Spaß, aber er gab nicht mehr Gas, sondern fuhr im selben Tempo weiter.

Ich hatte mich wieder gedreht, um den Verfolger unter Kontrolle zu halten.

Suko schaute in den Außenspiegel auf der Beifahrerseite, den er extra verstellt hatte. Auch er behielt den Mann im Auge.

Normal war diese Verfolgung nicht. Sie lief einfach zu auffällig über die Bühne. Wer immer auf der Maschine saß, er wollte von uns gesehen werden. Man konnte in ihm nicht nur einen Verfolger sehen, sondern auch einen Provokateur.

Ich mußte wieder an die schreckliche Untat denken. Eine Familie war brutal hingerichtet worden. Wir wußten nicht, auf wessen Konto die Tat ging, aber die Gestalt auf der Maschine, von deren Gesicht wir nichts sahen, war vielleicht dafür verantwortlich. Vielleicht… Es war nur ein kurzer Gedanke, der mir da durch den Kopf schoß. Es gab natürlich keinen Beweis für diese These, aber diese Vermutung ließ mich nicht los.

Der Fahrer hatte von einem Fußballfeld gesprochen. Für mich sah die Umgebung nicht danach aus. Nach wie vor standen hier Häuser. Der Verkehr rollte über die normal breite Straße. Hin und wieder öffneten sich kleine Seitengassen, die ebenfalls bebaut waren.

»Die nächste Straße links biege ich ein«, erklärte uns der Mann hinter dem Steuer.

»Was ist dann?« fragte Suko.

»Dort hört die Bebauung auf…« Er lachte und setzte den Blinker.

Ich war gespannt, ob der Verfolger ebenfalls abbiegen würde.

Tatsächlich. Auch er bog links ab, und ich nickte vor mich hin. Es war günstig, daß wir in ein weniger belebtes Gelände gerieten. Dort konnten wir uns mit ihm beschäftigen.

Suko sprach mit dem Fahrer. Er redete in knappen Worten auf ihn ein, wobei er ihm den Plan erklärte. Suko handelte genau in meinem Sinne.

Auch er wollte erst weiterfahren, wenn er wußte, was der Knabe im Schilde führte.

Wir rollten jetzt durch eine enge Straße, schon mehr eine Gasse. Die Häuser und kleinen Geschäfte sah ich nicht, ich behielt den anderen im Auge, der mit seiner Maschine die Mitte der schmalen Straße besetzt hielt.

Ein Monster wie von einem anderen Stern. Ein Roboter auf zwei Rädern.

Eine Bewaffnung hatte ich bei ihm nicht entdecken können. Sollte er Waffen tragen, dann hielt er sie unter seiner dunklen Lederkleidung gut verborgen.

Die Straße mündete auf einen Platz. Schotter knirschte unter den Reifen.

Wir rollten auf das Fußballfeld zu. Es bildete ein großes, grünes Viereck in einer ansonsten trostlosen Umgebung, wo alles aussah wie plattgewalzt.

Eine Umfriedung des Feldes gab es nicht. Die Netze waren von den Toren entfernt worden. Ihr Holz wirkte wie alte, ausgebleichte Knochen.

Wir fuhren auf das Feld zu. Zugleich aber hörten wir den Motor der Maschine.

Der Kerl wollte uns von der rechten Seite her überholen oder auf gleicher Höhe bleiben. Als er uns erreichte, fuhren wir soeben über das dürre Gras des Fußballfelds. Im Hintergrund standen einige Bäume. Sie kamen mir so vor, als gehörten sie nicht in diese Umgebung.

Der Verfolger fuhr nahe an den Wagen heran. Er blieb mit uns auf gleicher Höhe.

»Stoppen Sie!« rief ich dem Fahrer zu.

»Okay, Mr. Sinclair.« Er trat sanft auf die Bremse. Sukos Hand hatte sich bereits auf den Türgriff gelegt, auch meine war nicht weit davon entfernt.

In diesem Augenblick bewegte sich der Mann auf der Maschine. Er lenkte nicht mehr. Beide Hände hatte er vom Lenker genommen und sie in die Luft gestreckt, um sie sofort wieder nach unten sinken zu lassen.

Zwischen den Fingern schimmerte etwas Dunkles, Langes hervor. Eine Waffe, und die trug er nicht zum Spaß, denn plötzlich spuckte der Revolver Feuer…

***

Genau in diesem Augenblick stoppten wir!

Suko hatte dem Fahrer eine Warnung zugeschrien und sich selbst geduckt.

Auch ich war auf Tauchstation gegangen. Über mir zerbröselte die Scheibe, die Kugeln hieben in den Wagen hinein. Es war nur eine Frage der Zeit, wann es einen von uns erwischte. Plötzlich war der Innenraum zu einer Hölle ohne Feuer geworden. Er konnte sich für uns als Grab erweisen, denn wir hatten in Deckung gehen müssen, während die Vorteile allesamt auf der Seite des anderen lagen.

Unser Fahrer reagierte gut. Ob bewußt oder nicht, das war egal. Er jedenfalls startete wieder. Nicht so glatt wie sonst. Das Auto sprang nach vorn, als hätte es einen Tritt bekommen, aber es fuhr weiter.

Eine Kugel schrammte noch über das Dach hinweg, wie wir sogar hören konnten!

Da wir rechtzeitig in Deckung gegangen waren, hatten Suko und mich keine Kugeln getroffen, aber das mußte nicht so bleiben, denn der Verfolger schien die Attacke noch nicht beendet zu haben. Nur wollten wir uns jetzt wehren. Unser Auto rollte aus.

Ich hatte an meiner Seite schon die Tür offen. Auch Suko ließ sich aus dem Wagen fallen, landete am Boden, rollte sich geschickt ab, blieb auch liegen, die Waffe im Anschlag.

Ich war ebenfalls gut aus dem Fahrzeug herausgekommen und kniete ebenfalls mit gezogener Beretta auf dem Boden. Beide zielten wir in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Dabei standen wir auf dem Fußballfeld wie auf dem Präsentierteller.

Der Verfolger ebenfalls.

Er saß wieder locker auf seiner Maschine, die allerdings nicht fuhr. Er hatte sie angehalten und stemmte dabei seine Beine gegen den Boden.

Die Waffe hielt er noch mit beiden Händen fest.

Er schoß.

Wir schössen zurück.

Es war wirklich der letzte Augenblick. Ich machte mich dabei kleiner, lag auf dem Rasen, wälzte mich herum und feuerte so, wie man es hin und wieder in Filmen sieht. Auch Sukos Beretta krachte. Ob er oder ich traf, wußten wir beide nicht. Das Krachen unserer Waffen waren die einzigen Geräusche, denn der andere schoß so gut wie lautlos.

Schalldämpfer, dachte ich noch, als ich zu einer letzten Drehung ansetzte, auf die Füße sprang und so schnell wie möglich einige Schritte zur Seite hetzte. Als ich stehenblieb, wußte ich nicht mal, wie viele Kugeln noch im Magazin steckten, aber ich sah, daß es den Verfolger erwischt hatte.

Er lag neben seiner Maschine, die ebenfalls umgekippt war. Nur zur anderen Seite.

Auch Suko war wieder auf die Beine gekommen. Die Beretta hielt er ebenso fest wie ich die meine, und er fragte, ohne mich dabei anzuschauen: »Bist du okay?«

»Ja.«

»Ich auch.«

Wir näherten uns dem Verfolger von zwei Seiten. Ich wußte nicht, was mit ihm los war. Er konnte tot oder verletzt sein, er konnte uns aber auch etwas vorspielen, und so war es in unserem Interesse, daß wir auf der Hut waren.

Die Waffe hatte er verloren. Sie lag neben seiner rechten Hand. Suko trat sie weg, bevor er den Fahrer mit dem Fuß anstieß.

Der Mann reagierte nicht.

Er war tatsächlich von einigen Kugeln erwischt worden. Sie hatten Löcher in seine Lederkleidung gestanzt und waren nicht abgeprallt oder aufgehalten worden.

»Halte du ihn in Schach, Suko!« sagte ich, als ich mich bückte. Ich wollte endlich wissen, welches Gesicht sich hinter dem Visier verbarg. Noch immer huschte mir der Gedanke an eine Kreatur der Finsternis durch den Kopf. Wenn das stimmte, dann war dieser Killer nicht tot und spielte uns nur etwas vor. Es sei denn, wir hätten sein Gehirn durch geweihte Silberkugeln völlig vernichtet.

Ich klappte das Visier zurück.

Das Gesicht war verzerrt. Es gehörte einem Mann. Er war tot. Wieso einige Blutspritzer die Haut bedeckten, wußte ich nicht. Ich sah auch kein zweites Gesicht, das einem Monstrum gehört hätte. Hier starrte mir ein normaler Mensch entgegen, der gleichzeitig ein Killer gewesen war.

Ich zerrte ihm den Helm vom Kopf.

Haare hatte der Mann nicht. Sein Kopf war völlig kahl. Das Gesicht sah aus wie eine Theatermaske. Der Mund stand leicht offen, aber kein Atemzug drang aus ihm hervor.

Die Schüsse waren nicht ungehört geblieben. In respektvoller Distanz

hielt sich die erste Gruppe der Neugierigen auf, doch niemand traute sich näher heran.

Suko nickte mir zu. »Da werden wir wohl unsere Reise auf die Kanalinsel verschieben müssen.«

»Ja, der Hades muß warten.«

Mein Freund zerrte den Reißverschluß der Jacke auf. Sie saß ziemlich eng. Er hatte schon seine Mühe. Der Tote trug einen dünnen, rostbraunen Pullover. Kugeln hatten ihn durchlöchert und steckten auch in seinem Körper. Es war aber nicht viel Blut zu sehen.

»Und?« fragte Suko.

»Was meinst du damit?«

»Ist er ein Mensch?«

»Er sieht so aus.«

»Ich weiß nicht«, murmelte mein Partner.

»Was hast du denn für eine Idee?«

Suko runzelte die Stirn. »Wenn es nicht so verrückt wäre, würde ich sogar auf einen Zombie tippen. Oder auf etwas, das genau in diese Richtung geht.«

»Ein Zombie, der für eine Zeitung arbeitet, die Hades heißt.«

Suko mußte lachen. »Nein, John, so weit gehen meine Vorstellungen nicht. Aber ich lasse nichts aus.«

Ich richtete mich wieder auf. »Okay, wir werden die Kollegen rufen. Ist dir das recht?«

»Frag nicht.«

Ich ging zum Wagen zurück. Erst jetzt spürte ich, wie sich die Spannung löste. Ich kriegte eine trockene Kehle, meine Hände zitterten leicht, die Knie ebenfalls. Mir wurde bewußt, wie haarscharf Suko und ich dem Tod entwischt waren. Hätte der Mann nur ein wenig besser gezielt, wäre es um uns geschehen gewesen.

Ich wunderte mich auch über sein Verhalten. Er hatte sich zwar gewehrt, als wir auf ihn schössen, dabei jedoch hate er sich zugleich als Zielscheibe aufgebaut. Wie jemand, der sich bewüßt den Kugeln entgegenstellte. Ob er auch der Mörder der Familie Pernell war, würde sich herausstellen, wenn unsere Experten die Waffe näher untersuchten.

Unser Fahrer saß noch im Auto. Bevor ich mich darüber wundern konnte, zog ich die Tür auf, hörte das Stöhnen, sah den wachsbleichen Mann, der seine Hände gegen den Leib gepreßt hielt und damit versuchte, das aus der Wunde sickernde Blut zurückzuhalten. Er atmete schnappend. Sein Gesicht war so blaß, und ich wußte jetzt, daß er weniger Glück gehabt hatte als wir.

Per Autotelefon alarmierte ich den Notarzt. Und auch unsere Spezialisten beglückte ich mit einem Anruf. Mehr konnte ich im Moment nicht tun. Die Rätsel aber waren durch den Tod des

Verfolgers nicht kleiner geworden…

***

Barry F. Bracht hatte das Café verlassen, war ziellos durch einige Straßen gegangen, wobei er von seiner Umgebung kaum etwas mitbekam, denn er war ein tief in Gedanken versunkener Mensch. Er ließ sich einfach treiben, wäre zweimal beinahe angefahren worden und kollidierte schließlich mit einem In-Line-Fahrer, der ihn gegen eine Hauswand wuchtete und selbst vor eine Laterne fuhr.

Beiden war nichts passiert, der In-Liner gewann rasch Tempo und auch Barry F. setzte seinen Weg fort. Bis zum Mittag hatte er noch Zeit, er mußte sie irgendwie überbrücken, aber er würde mit seinen Gedanken zunächst allein sein.

In einem Park fand er schließlich eine Bank, die relativ einsam im Schatten einer Platane stand. Er ließ sich auf der Sitzfläche nieder und zog seine Jacke enger um seinen Körper wie ein Mensch, der plötzlich anfing zu frieren.

Bracht streckte die Beine aus und schaute nach vorn. Noch zeigte der Park kein herbstliches Bild, aber die Blätter der Bäume begannen sich bereits zu verfärben. In einigen Wochen würde hier ein Teppich aus Laub liegen.

Um diese Zeit herrschte nicht viel Betrieb. Wenig Jugendliche, dafür mehr ältere Menschen bevölkerten den Park. Auf einem Teich schwammen Enten, die von kleinen Kindern gefüttert wurden.

Hin und wieder lugte ein Sonnenstrahl durch die fast geschlossene Wolkendecke und malte bestimmte Stellen hell an. Es hätte eine Idylle auch für Barry F. Bracht sein können, wenn er nicht von dieser gräßlichen Erinnerung gequält worden wäre.

Er kam mit seinen Gedanken nicht zurecht.

Lisa Pernell, eine Kollegin, war umgebracht worden. Ebenso ihr Mann und ihre beiden Kinder. Daß dieses Verbrechen furchtbar und grauenhaft war, stand außer Frage, und es konnte auch nicht so leicht abgeschüttelt werden. Aber Barry F. wunderte sich darüber, daß er ständig an Lisa denken mußte. Das war nicht normal. Es kam ihm vor, als wollte sie ihm noch aus dem Jenseits eine Nachricht geben, so wie zwei Menschen, die seelenverwandt gewesen waren.

Warum?

Darüber zerbrach sich Barry F. den Kopf. Er dachte auch an John Sinclair und weiterhin daran, daß diese Untat offiziell keinen dämonischen Background hatte.

Er sah es anders.

Es ließ ihn nicht los. Es brannte in ihm wie Feuer. Es fiel ihm schwer, diese Dinge zu akzeptieren, aber Barry F. Bracht war auch ein Mensch, der über sich selbst gut Bescheid wußte.

Es gab ihn zweimal!

Was sich so lächerlich und paradox anhörte, hatte aber seinen Sinn.

Zum einen lebte Barry F. in der normalen Welt. Er arbeitete in diesem kleinen Verlag. Er aß und schlief wie jeder andere Mensch auch, da unterschied ihn wirklich nichts.

Doch in manchen Nächten veränderte sich Bracht. Da konnte er seinen Zweitkörper produzieren, und so wurde er dann zu einer märchenhaften Heldengestalt, zu Zebuion, dem Schattenkrieger.

Da war er so gut wie unbesiegbar. Da gelang es ihm, in die Träume der Menschen einzudringen. Da durchschwebte er andere Welten. Traumwelten, die von Menschen geschaffen worden waren. Er konnte sie sogar verändern. Zum Guten als auch zum Bösen, und da sah er mehr als andere.

Er wußte auch, daß die Wesen in den Traumwelten existent waren.

Keine Spukgestalten, zumindest nicht für ihn, denn oft genug hatte er gegen diese Fremden gekämpft.

Nicht viele Menschen wußten von dieser Eigenschaft. John Sinclair und seine Freunde waren darüber informiert. Sie hatten gemeinsam schon manches Abenteuer erlebt, und Barry erinnerte sich mit Schaudern daran, als es einer Voodoo-Frau gelungen war, Sinclair und seinem Freund Suko einen Drachentrank einzuflößen, um Leonoras Alptraumwelten für die beiden lebendig zu machen.

Der Gedanke an die Vergangenheit war nur kurz. Das andere kehrte wieder zurück.

Eben Lisa Pernell!

Sie war eine nette Kollegin gewesen. Er hatte sich gut mit ihr verstanden. Immer zu einem Scherz bereit, sehr kollegial, aber sie hatte so brutal sterben müssen.

Einfach so? Nur weil ein Irrer durch die Gegend lief und sich aus Spaß das Haus der Perneils ausgesucht hatte?

Bracht konnte es so sehen, aber er würde es nie unterschreiben können, das stand für ihn fest. Alles im Leben hatte seine Bedeutung und war ritualisiert worden, auch hier in seiner Umgebung. Ihm kam es vor, als sollte er durch die Botschaft der Toten auf etwas aufmerksam gemacht werden.

Lisa war in seinem Kopf. Sie steckte dort wie ein harter Stacheldraht. Zumindest kam es Bracht so vor. Sie wollte ihn nicht loslassen. Sie meldete sich auf ihre Art und Weise aus dem Jenseits und hatte sich ihn als Boten ausgesucht.

Bracht stöhnte auf. Es waren Schmerzen, die seinen Kopf durchzuckten.

Er kam mit ihnen nicht zurecht. Aber er glaubte auch nicht daran, daß ihn normale Kopfschmerzen quälten. Da mußte etwas anderes dahinterstecken, eben die Signale aus dem Jenseits. Abgeschickt von

seiner ehemaligen Kollegin.

Bracht hatte sich keine Zeitspanne gesetzt. Er wollte, wenn er keine Lust mehr hatte, aufstehen, sich ein Taxi nehmen und zu John Sinclair ins Yard Building fahren.

Eine simple Sache, nichts Außergewöhnliches im Prinzip, und doch war es an diesem Morgen anders.

Er fühlte sich so matt. Bleischwer waren seine Glieder geworden. Es hätte ihn schon Überwindung gekostet, sich zu erheben und dann wegzugehen. Der Wille war da, aber seine vom Gehirn ausgesandten Befehle erreichten weder die Arme noch die Beine. Sie waren schwer und matt geworden, als stünden sie unter dem Befehl einer fremden Person. Etwa Lisa?

Barry hob den Kopf etwas an. Auch das fiel ihm schwer. Selbst das Offenhalten der Augen bedeutete ein Problem für ihn. Unsichtbare Finger schienen sich auf die Lider gelegt zu haben. Seine Umgebung war da, aber dennoch für ihn irgendwie entrückt. Er sah alles, er nahm es nur etwas verzerrt auf, als würde sein Blick durch eine Optik fallen, die ihm einen Teil der Realität nahm. Barry war müde.

Er fühlte sich abgeschlafft, aber er wußte auch, daß dieser Zustand nicht neu für ihn war.

Wenn er in der Nacht in seinem Bett lag, wenn sich seine Gedanken auf die Reise begaben, wenn der Schein des Mondes durch sein Dachfenster fiel und ihn berührte, da war ihm ähnlich zumute, denn das war genau die Zeitspanne, die er kurz vor seiner Verwandlung immer durchlitt.

Auch jetzt!

Er wußte plötzlich, daß er als Barry F. Bracht auf der Bank sitzenbleiben würde, aber zugleich als Zebuion Reisen in andere Welten unternehmen konnte.

Niemand setzte sich zu ihm. Er hatte seine Hände in den Taschen vergraben. Die Augen wurden schwerer und schwerer, die normale Welt verschwand vor seinen Augen.

Lisa - Lisa!

Dieser Gedanke beschäftigte ihn schon, und es war auch der letzte vor dem Einschlafen.

Barry F. Bracht sackte weg.

Zebuion aber war entstanden!

***

Nein, zwischen ihm und dem Lektor Barry F. Bracht gab es keine Gemeinsamkeiten. Beide waren so verschieden wie nur möglich, aber das lag auch an der ungewöhnlichen Kleidung, mit der die Traumgestalt ausgerüstet worden war.

Da steckten die Beine in langen Stiefeln, deren Außenseiten Streifen

aus silberfarbenen Perlen verzierten. Die Hosenbeine aus glänzendem Leder verschwanden in den Schäften. Die Jacke war ebenfalls dunkel. Sie lag an seinem Körper so eng wie ein Trikot. Zwischen Jacke und Hose umspannte die Gestalt ein silbrig schimmernder Gürtel, der mit Knöpfen bestückt war.

Ein Helm bedeckte den Kopf der Gestalt. An drei Seiten geschlossen, nur nach vorn hin durchsichtig wie ein Gesichtsschutz. Das hätte man alles als relativ normal ansehen können, doch außergewöhnlich waren die beiden dunklen Flügel, die sich am Rücken gebildet hatten, so daß Zebuion aussah wie ein Engel, der sich in die Kluft eines Motorradfahrers gezwängt hatte.

Es war die Traumgestalt, die durch Welten schwamm und schwebte, die von schlafenden Menschen gebildet wurden, denn auch deren Träume waren Welten und Reiche für sich.

Zebuion schaute sich um. Jede Bewegung, die er tat, wurde auch von dem schlafenden Barry F. Bracht registriert, der aber kümmerte sich nicht darum, er nahm nur die Bilder auf und speicherte sie, um sie später einmal abrufen zu können.

Zebuion war auch ein Kämpfer. Er konnte töten, wenn es sein mußte. Er konnte vernichten oder Leben retten. An diesem Morgen jedoch sah er keinen Gegner, der ihm hätte gefährlich werden können.

Trotzdem schwebte Zebuion auf ein Ziel zu. Er bewegte sich dabei durch Sphären, die nicht zu erklären, nicht zu fassen und auch nicht zu berechnen waren. Er durchglitt sie. Er war der Bote. Er war die Gestalt und zugleich ein Hauch, ein Stück Seele, für die es keine Hindernisse gab. Er bewegte sich nur weiter. Raus aus den beschränkten Gesetzen der irdischen Physik und hinein in die fremden Dimensionen.

So auch jetzt, am Tage, wo nicht viele Menschen schliefen, so daß ihre Traumwelten ziemlich dünn waren.

Zebuion sah auf seiner unheimlichen Reise Szenen und Bilder, die zum Teil erschreckend waren. Trotz der relativ wenigen Schläfer waren die Alpträume da. Sie bildeten eine Welt für sich, um die sich Zebuion nicht kümmerte.

Er hatte ein Ziel, und das wollte er unter allen Umständen erreichen. So glitt er immer tiefer hinein in eine furchtbare Dunkelheit, als wäre er dabei, sich selbst weg von diesen schrecklichen Szenen der menschlichen Alpträume zu bringen.

Eine andere Welt lockte ihn. Er fühlte sich wie geführt. Er wollte an die Welt heran. Er mußte dort hin, denn dort glaubte er, so etwas wie eine Lösung zu finden.

Noch war sie ihm verschlossen. Mit jedem Weiterflug öffnete er wieder Tore, die ihn dem Ziel näher brachten.

Und die Finsternis riß auf.

Urplötzlich. Wie von gewaltigen Mechanismen gepackt und zu zwei verschiedenen Seiten hin weggeschleudert. Die Mauer war nicht mehr da. Das Tor stand offen, und Zebuion konnte hineinschauen.

Was er sah, war phänomenal und unwahrscheinlich. Er sah die Lücke im Dunkeln, er sah die zuckenden Feuerzungen, die wie die Glut aus der Hölle keuchten, aber das war nicht alles, denn aus dem Feuer hervor schob sich die Gestalt einer Frau, deren Gesicht bis hin zu den Augenbrauen normal aussah, doch sah sie schrecklich aus.

Da gab es keine Haare und keine Haut mehr. Der gesamte Kopf bestand in seiner oberen Hälfte aus einem zuckenden, pulsierenden und sich windenden Gehirn.

Zebuion spürte den Eishauch der tödlichen Gefahr, der von dieser Person ausging. Sie war unvollständig bekleidet. Dünner Stoff oder dünnes Leder bedeckte den Körper an gewissen Stellen, aber Zebuion schaute nur in das Gesicht, während er in dieser seltsamen Welt schwebte.

Er hatte die Grenze erreicht. Vor ihm lauerte die Unterwelt zusammen mit ihrer Herrin. Es war ein Bild, eine Szene, eine Welt, und Zebuion wußte genau, in welchen Dimensionen er sich befand.

War es tatsächlich eine Traumwelt? War diese Welt durch einen Träumer geschaffen worden?

Nein, das wollte und konnte Zebuion nicht glauben. Diese hier war einfach anders. Es konnte keine Traumwelt sein. Er kannte sie gut genug, er hatte sie durchflogen, und vielleicht lag diese Welt noch jenseits der Traumwelten. Möglicherweise war er in eine Region vorgestoßen, die selbst für ihn neu war.

Aber die Frau stand im Feuer. Sie glühte nicht, während um sie herum die Flammen tanzten und mit ihrer Hitze Gestein zum Schmelzen brachten.

Nur sie nicht und auch nicht ihr Gehirn, dessen Masse zwar zuckte und sich wand, aber nicht verging.

Beide starrten sich an.

Sie wußten, daß sie noch einmal zusammentreffen würden, und Zebuion merkte, wie sich der Druck um ihn herum verstärkte. Er sah sich plötzlich in einer Falle, während sich die andere Welt immer weiter zurückzog und die Lücke mit dem lodernden Feuer kleiner und kleiner wurde.

Dann war sie verschwunden.

Ein Taumel packte den Schattenkrieger, der sich dagegen nicht wehren konnte. Er schlug mit den Flügeln um sich, raste aber trotzdem hinein in das Nichts.

Das war der Augenblick, in dem Barry F. Bracht wieder aus seinem Schlaf erwachte…

***

Der Lektor schlug die Augen auf. Er stöhnte leise. Er schüttelte auch den Kopf, als er nach vorn schaute und kein Feuer mehr sah. Keine Frau, auch keine Schatten, dafür schälten sich allmählich die Umrisse des Parks hervor, gerieten in sein Blickfeld. Ihm kam es vor, als würde jemand einen Vorhang intervallweise aufziehen. So hatte ihn die normale Welt zurückbekommen.

Barry schüttelte den Kopf. Er fror. Das Gefühl durchlief ihn wie eiskaltes Wasser.

»Ist Ihnen nicht gut?«

Bracht schrak zusammen, als er die Stimme der Frau hörte. Er schaute nach rechts und sah die Person in einer respektablen Entfernung schräg vor der Bank stehen.

Die Frau war schon älter. Sie hatte graues Haar, trug einen hellen Übergangsmantel und auf ihren Armen einen schwarzen Pudel, der leise knurrte.

Barry wischte über seine Augen. »Doch, danke, mir geht es gut. Ich muß wohl eingeschlafen sein.« Er wurde angelacht. »Und ob Sie eingeschlafen sind, Mister, ich habe Sie sogar schnarchen gehört.«

Barry lächelte. »Das hat Sie doch hoffentlich nicht erschreckt.«

»Nein, aber komisch ist es schon. Und gefährlich.« Sie stellte ihren Hund wieder auf den Boden, und zwar so behutsam, als wäre er aus Prozellan. Sie richtete sich wieder auf. »Früher war es ja anders, aber heutzutage treibt sich viel Gesindel herum. Sie haben Glück gehabt, Mister.«

»Wieso?«

»Man hätte sie auch ausrauben können.«

»Ja, das stimmt«, gab Barry zu. »Deshalb bin ich Ihnen auch dankbar, daß Sie mich geweckt haben. Aber ich habe in der letzten Zeit kaum Schlaf gefunden, da dachte ich, daß mir die frische Luft guttun würde. Nun ja, der Körper holt sich eben immer, was er braucht, denke ich. Auch den Schlaf am Tage.«

»Das sollten Sie aber bei sich zu Hause tun.«

»Danke, ich werde Ihren Rat beherzigen.«

Der Pudel fing an zu kläffen und zerrte an der Leine. Er wollte weg, und Frauchen tat ihm und auch Barry den Gefallen. Sie ließ den Lektor allein zurück, der zunächst einmal aufatmete und sich streckte. Er war froh, daß sie gegangen waren, so konnte er über die Erlebnisse des Schattenkriegers nachdenken.

Zebuion hatte seine Erlebnisse dem Schlafenden mitgeteilt, von dessen Gehirn sie gespeichert worden waren. So konnte sich Barry F. Bracht an jedes Detail erinnern, aber - wie er selbst zugeben mußte, es war ihm sehr fremd. Er kam damit nicht zurecht. Dieser Flug des Schattenkriegers hatte ihn in eine Welt geführt, die auch für ihn völlig neu war. Er konnte sowieso nicht erklären, wo sich diese Traumwelten

befanden. Sie waren einfach nicht genau zuzuordnen. Sie lagen versteckt in anderen Dimensionen, wobei diese ebenfalls mit dem menschlichen Geist nicht zu fassen und auch nicht zu berechnen waren.

Es gab kein Unten, kein Rechts und auch kein Links. Sie waren einfach nur da und nur wenigen Menschen gelang es, sie zu durchfliegen.

Bracht stand auf. Noch immer fror er. Obwohl er noch in Gedanken versunken war, hatte er nicht vergessen, daß er John Sinclair einen Besuch abstatten wollte.

Wieder kam ihm der Gedanke an Lisa. Ganz plötzlich. Einen Grund hatte es nicht gegeben. Er wollte den Gedanken auch abschütteln, das wieder um schaffte er nicht.

Lisa stand auf der einen Seite. Auf der anderen hatte er die Frau im Feuer erlebt.

Gab es zwischen diesen beiden etwa eine Verbindung?

Barry F. Bracht zermarterte sich den Kopf. Er hielt die Lippen zusammengepreßt. Er holte sich das Bild der Frau im Feuer noch einmal zurück. Auf ihn hatte sie gewirkt wie eine Herrin der Unterwelt, aber zu Lisa sah er keine Verbindung. Bei der Kollegin war das Gehirn nicht aus dem Kopf gequollen - wie bei der Unbekannten.

Die Rätsel nahmen zu.

Bracht drehte sich von der Bank weg. Er wollte den Ort verlassen, um mit Sinclair zu reden. Es war ein Fall für ihn, auch wenn die Verbindungslinien zwischen dem schrecklichen Verbrechen und dieser Frau im Feuer noch mehr als dünn waren.

Es dauerte noch eine Weile, bis Bracht den Park verließ. Zum Glück fand er ein Taxi, das ihn zu seinem Ziel brachte.

***

Natürlich hatten wir die erstaunten Gesichter mitbekommen, als wir wieder in der Dienststelle eingetroffen waren. Selbst Sir James war stark irritiert, ebenso Glenda. Beide wollten natürlich erfahren, weshalb wir den Flug, nicht angetreten hatten.

Sie bekamen die Erklärung, und sie merkten erst dann, welches Glück wir gehabt hatte. Im Gegensatz zu unserem Fahrer. Er war von einer Kugel in den Bauch getroffen worden, lag jetzt schon auf dem OP-Tisch, und die Arzte kämpften um sein Leben.

Den Toten hatte ich in die Pathologie schaffen lassen. Er wurde hier bei uns untersucht. Wir hofften, daß wir die ersten Ergebnisse noch am Mittag bekamen.

In unserem Büro saßen wir wieder zusammen und diskutierten auch über die Waffe des Toten. Der Beweis fehlte uns noch, aber zu viert gingen wir davon aus, daß die Familie Pernell mit diesem Revolver

getötet worden war. Der letzte Beweis fehlte uns noch, doch wir hofften auf die Experten.

»Können Sie sich denn vorstellen, welchen Sinn dieser Anschlag gehabt hat?« erkundigte sich Sir James.

»Ja, Sir, es gibt nur einen.«

»Und welchen?«

Ich verzog den Mund und zeigte ein sparsames Lächeln. »Man wollte uns davon abhalten, nach Guernsey zu fliegen. Wer immer unsere Gegner auch sein mögen, die haben herausgefunden, daß wir ihnen auf dem Fersen sind, und das können sie nicht akzeptieren.«

Sir James dachte kurz nach und stimmte mir dann zu, weil er sich im Moment keine andere Möglichkeit vorstellen konnte. »Wobei wir wieder bei dieser Zeitung wären, - mit dem schönen Titel Hades.«

Ich wußte, worauf er hinauswollte und sagte: »Meinen Sie, daß die Redakteure dieses Blattes darauf erpicht sind, sich uns vom Hals zu halten.«

»Wenn es sie gibt, schon.«

»Aber sie werden es nicht schaffen.«

»Ich kann Ihre Überzeugung nicht teilen, John. Sie werden noch andere Möglichkeiten haben, als einen Killer zu schicken. Wenn tatsächlich etwas Urböses dahintersteckt, sollten wir auf alles gefaßt sein.«

»Jedenfalls gibt es diesen Killer nicht mehr«, bemerkte Suko und stellte danach eine Frage. »Ob wir damit diesen in der Zeitung erwähnten Wanderer ausgeschaltet haben?«

»Es wäre zu wünschen, antwortete ich nur.«

Da sich das Telefon lange nicht gemeldet hatte, wurde es mal wieder Zeit. Kaum tutete es, hob Sir James schon ab. Er ging davon aus, daß der Anruf für ihn war, und er hatte sich nicht geirrt. »Sie haben einen Erfolg erzielen können, Doktor?«

Wir hörten nicht, was der andere sagte, aber das Gesicht unseres Chefs nahm einen zufriedenen Ausdruck an, auch wenn er sich nicht zu einem Lächeln hinreißen konnte und nach wie vor ziemlich ernst blieb. Er bedankte sich wenig später bei dem Anrufer, schaute uns an und erklärte dann, daß die Kugeln, die alle Perneils getötet hatten, tatsächlich aus der Waffe des Fahrers stammten.

Den Pfiff konnte ich nicht unterdrücken. Neben mir stöhnte Suko auf, und Glenda war einfach nur zu erstaunt und stumm. Sir James aber sprach das aus, was wir dachten. »Es wäre mir allerdings lieber gewesen, ihn lebend zu haben, um ihn verhören zu können.«

»Uns auch«, sagte Suko.

»Ihnen ist natürlich kein Vorwurf zu machen, aber der Weg zu den Hintermännern ist uns natürlich abgeschnitten. So können wir wieder von vorn beginnen.«

»Wem hat er gehorcht?« fragte ich.
»Den Leuten von Hades«, sagte Glenda.
»Wahrscheinlich.« Ich schaute sie an. »Kannst du mir sagen, wer diese Typen sind?«
»Vielleicht nicht einmal Menschen«, gab sie flüsternd zurück und kriegte dabei eine Gänsehaut.
»Dämonen?« fragte Sir James.
»Das ist zuwenig.«
»Richtig, Suko«, stand ich meinem Freund bei. »Dämonen ist mir ein zu allgemeiner Begriff.«
»Und was ist Ihre Meinung?« erkundigte sich Sir James.
»Ich denke noch an eine Kreatur der Finsternis. Damit sind wir auch wieder bei dem Urbösen, das sich hinter dieser Zeitschrift verbirgt. Eine andere Chance sehe ich nicht.«
»Sollte das zutreffen, John, dann haben Sie eine Kreatur der Finsternis vernichtet.«
»Ja.«
Sir James nahm die Brille ab und hauchte gegen seine Gläser, bevor er sie putzte. Er zwinkerte mit den Augen, die mir jetzt, wo sie brillenlos waren, fremd vorkamen. Dabei stellte er eine Frage, die durchaus berechtigt war. »Sollten Sie es tatsächlich geschafft haben, eine Kreatur der Finsternis durch eine normale Silberkugel zu töten?«
»Das ist allerdings wahr«, gab ich zu.
»Was meinen Sie, Suko?«
»Wir haben schon darüber diskutiert. Aber der Mann ist tot. Davon müssen wir ausgehen.«
»Wie tot?«
Die Frage hatte uns schon getroffen, denn Sir James war jemand, der stets informiert war. »Ich warte auf eine Antwort, meine Herren.«
»Denken Sie daran, daß er noch lebt?«
»Das weiß ich nicht. - Was man so Leben nennt.«
»Wir sollten nachschauen.«
»Aber wenn es so wäre«, sagte Glenda, »dann hätten die Kollegen längst angerufen. Oder nicht?«
»Davon gehe ich aus«, erklärte Suko.
Ich sagte: »Das hört sich an, als wolltest du uns davon abhalten, ihn noch einmal zu sehen.«
»Nein, das nicht, aber ich muß euch etwas sagen, daß ich vergessen habe. Barry F. Bracht hat sich für heute mittag angemeldet. Ich wundere mich, daß er noch nicht hier ist.«
»Barry?« wiederholte ich erstaunt. »Um Himmels willen, was will er denn von uns?«
»Das hat er mir nicht gesagt.«
Sir James, dessen Brille wieder an ihrem Platz saß, zog die Stirn

kraus.

»Nichts gegen Mr. Bracht, aber es gefällt mir nicht besonders, daß er hier auftauchen will. Nicht zu diesem Zeitpunkt, wenn Sie verstehen. Wir können uns nicht noch ein Problem aufhalsen.«

Im Prinzip hatte er recht, doch Barry wegzuschicken, würde mir nicht leichtfallen. Grundlos kommt er bestimmt nicht. Ich wandte mich wieder an Glenda Perkins. »Hat er wirklich nichts gesagt?«

»Nein.«

»Auch keine Andeutung gemacht?«

Glenda verdrehte die Augen. »Himmel, John, wenn ich es dir doch sage. Er hat nichts gesagt. Es war nur ein kurzes Gespräch. Um die Mittagszeit will er halt mal vorbeikommen.«

»Reden müssen wir mit ihm«, und hatte dabei Sir James angesprochen.

»Das ist Ihr Problem. Nur möchte ich nicht, daß wir uns verzetteln und an zwei Fronten zugleich kämpfen. So etwas geht nur gut, wenn es sich dabei um ein und denselben Fall handelt. Sie verstehen, was ich damit meine?«

»Natürlich.« Ich schwieg, weil das Thema einschlafen sollte. Sir James befand sich in einer Zwickmühle, die er sich selbst geschaffen hatte. Er kam mit den Dingen nicht zurecht und schaffte es auch nicht, sie locker zu sehen. Seine Unruhe war uns fremd. Vielleicht hatte er einen schlechten Tag. Sicherlich lastete der vierfache Mord wie ein Alpdruck auf ihm.

Und wieder meldete sich das Telefon. Diesmal hob ich ab. Es war Barry F. Bracht, der uns avisiert wurde. Er befand sich bereits am Empfang.

»Soll ich Mr. Bracht zu Ihnen bringen?« wurde ich gefragt.

»Das wäre sehr nett.«

»Okay.«

»Er war es, nicht?« fragte Glenda.

»Wenn du Barry meinst, ja.«

Sir James hob den Blick. »Ich werde trotzdem hier bei Ihnen bleiben. Es kann sein, daß Mr. Bracht zu viel Unruhe bringt.« Er hob die Schultern.

»Wir werden sehen.«

Zunächst einmal sahen wir unseren Kumpel und Freund Barry F. Bracht.

Er sah aus wie immer. Dunkle Hose, dunkles Jackett, ungekämmt, und er sah irgendwie müde aus, wie jemand, der soeben aus dem Bett gestiegen war. Er war zugleich erstaunt, eine dermaßen große Versammlung zu sehen.

»Ist das alles meinetwegen?« fragte er und setzte sich, denn Suko hatte noch einen Stuhl für ihn besorgt.

»Es kommt darauf an, was du uns zu sagen hast.«
»Keine guten Neuigkeiten, John.«
»Worum geht es?« fragte Sir James.
Bracht strich durch seine Haare. Er bat um einen Kaffee, bekam ihn auch, trank erst einmal einige Schlucke und sagte den ersten Satz, der uns alle elektrisierte. »Es geht um diesen vierfachen Mord an der Polizisten-Familie.«
Wir schwiegen und hockten auf unseren Stühlen wie Puppen. Selbst Sir James hielt sich zurück. Ich hörte nur, wie er schnaufend durch die Nase Luft holte.
»Warum höre ich nichts?« fragte Barry.
»Weil wir an demselben Fall arbeiten und seinetwegen hier zusammengekommen sind«, erklärte Sir James.
Jetzt oblag es Bracht, erstaunt zu sein. Aber er schüttelte die Überraschung schnell ab. »Ja, das habe ich mir irgendwie schon gedacht«, gab er zu.
»Sind Sie Hellseher?«
»Nein, Sir, aber ich kannte Lisa Pernell recht gut, denn sie war eine Kollegin von mir.«
Das wiederum überraschte uns, obwohl wir ja wußten, daß sie in einem Verlag gearbeitet hatte. Nur gab es davon viele. Barry hielt sich nicht lange mit der Vorrede auf. Er schilderte uns, wie es ihm ergangen war, und er kam besonders intensiv auf den Schattenkrieger Zebuion zu sprechen, den er während seines Schlafes auf die Reise geschickt hatte und dessen Erlebnisse mit dem Erscheinen der Frau im Feuer geendet hatten. Er redete sich dabei in eine Hektik hinein, wie wir sie von ihm nicht gewohnt waren und unterstrich seine Worte mit den entsprechenden Handbewegungen. Bracht zog auch so etwas wie eine Bilanz und sagte: »Meiner Ansicht nach muß es einen Zusammenhang zwischen Lisa Pernell geben und dieser Frau im Feuer, obwohl sie auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun zu haben scheinen.«
»Wie meinst du das?«
»Kann ich nicht genau sagen, John.«
»Und Zebuion hat auch nicht mehr herausbekommen?«
»Nein, da war plötzlich Schluß. Wie vor einer Mauer. Ich kann es mir selbst nicht erklären, denn ich habe bisher als Schattenkrieger alle Hindernisse überwinden können. Da aber traf auch ich auf Grenzen. Nur die Frau zeigte sich mir.«
»Und ihr Gehirn war aus dem Kopf herausgewachsen?« wollte Suko wissen.
»Ja.«
Der Inspektor bewegte ruckartig den Kopf und versuchte so etwas wie ein Lächeln. »Jetzt frage ich mich natürlich, John, wie wir die

verschiedenen Dinge unter einen Hut bekommen. Auf der einen Seite haben wir den toten vierfachen Mörder und auf der anderen…«

»Er ist tot?« rief Barry dazwischen. »Ihr habt den Killer gestellt?«

»Ja.«

»Bitte, Suko«, Barry war plötzlich aufgeregt, »kannst du mir mehr darüber sagen?«

Erst als Sir James nickte, berichtete Suko von dem Fall. Intensiv hörte Bracht zu, aber er konnte sich auch keinen Reim auf die Geschichte machen, gab letztendlich zu, daß es wichtig war, nach Guernsey zu reisen, wo die Zeitung Hades erstellt wurde.

»Wir waren schon auf dem Weg dorthin, aber der Killer kam uns dazwischen.«

»Ihr habt viel Glück gehabt.«

»Und wie«, gab ich zu.

»Aber jetzt ist er tot.«

Meine Lippen zuckten. Ich konnte mich nicht zu einer direkten Bestätigung durchringen.

»Nicht?« fragte Barry.

»Im Prinzip schon«, gab ich zu. »Es ging uns nur zu einfach. Wir stufen ihn als sehr mächtig ein, wenn du verstehst. Und wer so mächtig ist, der kann auch geweihten Silberkugeln entkommen.«

»Ihr habt ihn doch getroffen.«

»Natürlich.«

»Wo liegt er jetzt?«

»Er wird von unseren Spezialisten untersucht. Bevor wir uns auf den Weg nach Guernsey machen, schauen wir ihn uns noch einmal an. Das wird uns beruhigen. Hoffentlich.«

»Das sollten wir auch.«

Sir James erhob sich, ging zum Fenster und schaute hinaus. »Eigentlich ist eine erste Meldung schon überfällig. Ich werde in der Pathologie anrufen.« Er drehte sich wieder um. »Es ist seltsam, aber ich finde innerlich keine Ruhe. Es kommt mir wirklich vor, als hätten wir uns ein Kuckucksei ins Nest gelegt.«

»Wie heißt er denn?« fragte Barry.

»Er ist noch namenlos«, erklärte Suko. »Wir haben nichts, aber auch gar nichts über ihn herausbekommen.«

»Und er wird untersucht?«

»Ich habe es dringend gemacht«, sagte Sir James.

»Sollten wir nicht besser nach ihm sehen?« fragte Barry.

Damit waren wir einverstanden, auch Sir James. Als ich den Raum verlassen wollte, hielt er mich zurück. Er stand mit gesenktem Kopf neben mir. »Einen Moment noch, John.«

»Sir?«

»Glauben Sie daran, daß wir uns diese magische Bombe selbst ins

Netz gelegt haben?«
»Ich will es nicht hoffen, Sir.«
»Ja, da sagen Sie was. Aber hier läuft nichts normal, John, gar nichts. Hier sind Kräfte auferstanden oder erweckt worden, mit denen wir nicht zurechtkommen. In meinem Alter ist man nicht mehr so ängstlich, aber in diesem Fall habe ich doch ein verdammt schlechtes Gefühl.« Er deutete auf seinen Magen. »Hier - verstehen Sie?«
Ja, ich verstand.

***

Der Killer lag auf dem Rücken, und er lag unter einem Tuch, das ihn vom Kopf bis hin zu den Zehenspitzen bedeckte. Die Männer hatten ihn in einen Nebenraum geschoben. Es war eine kalte Kammer mit kahlen Wänden und einer Leuchtstoffröhre an der Decke, die aber kein Licht abgab.
Es war die Welt des Todes und der Toten. Wer hier lag, der wartete darauf, seziert zu werden. Dann erst konnte er bestattet werden.
Der Raum konnte Angst machen. Obwohl nicht möbliert, beinhaltete er das Grauen, aber das spürten die Toten nicht und auch nicht die Lebenden, die hier beruflich zu tun hatten.
Der Tote lag in der Stille und in dieser tiefen Dunkelheit wie begraben.
Aber der Killer war nicht tot. In ihm steckte so etwas, das den Namen Leben nicht verdiente, weil er keine Seele hatte. Es war mehr eine uralte, magische Energie, die sich durch den Schock der auftreffenden Kugeln aus geweihtem Silber zurückgezogen hatte, aber nicht verschwunden war, denn es gelang ihr, sich wieder zu regenerieren.
Der »Tote«, spürte es. Er konnte nicht nachdenken, noch nicht, aber irgendwo, möglicherweise tief in seinem Innern bewegte sich eine Kraft, die an Stärke zunahm. Sie drang in ihm hoch, sie war die schreckliche Energie einer uralten Zeit, als mit dem Tod noch anders umgegangen wurde.
Die Kraft wurde geleitet. Sie hatte eine Basis, von der aus sie gestartet war, und sie erreichte auch den Kopf des Killers. Er spürte sie, er merkte, wie sich in seinem Schädel etwas tat, als würden sich Säfte aus verschiedenen Richtungen in einer Zentrale treffen.
Alles dauerte seine Zeit. Ging nicht so schnell, denn noch immer steckten die drei Kugeln in seinem Körper, und deren Macht mußte zunächst gebrochen werden.
Deshalb hielt die Starre des Killers noch an. Aber sie löste sich im Laufe der Zeit auf. Der angeblich Tote bekam von seinen Helfern immer mehr Druck. Die Säfte strömten durch seinen Körper, sie erreichten die Brust, Arme und Hände, sowie Beine und Füße.
Die magische Kraft sorgte bei dem vierfachen Mörder für eine erste

Bewegung.
Es begann mit den Augen.
Plötzlich fingen sie an zu zucken. Sie waren nie völlig geschlossen gewesen, aber der neue Kraftstrom sorgte dafür, daß sie sich ganz öffneten.
Der Killer konnte wieder sehen.
Was er über sich entdeckte, war nichts. Er spürte nur das Laken auf seinem Gesicht, sanft wie eine Feder, und es störte ihn auch nicht, denn die Bilder, die er zu sehen bekam, hätte kein anderer erkennen können, der sich in diesem Nebenraum der Pathologie befand.
Es waren schlimme Szenen. Von mächtigen Feuerzungen ummalt, die immer wieder in die Höhe zuckten wie verfärbte Drachenflügel. Sie schnappten zu, sie griffen hinein in die andere Welt, die zumeist aus einer tiefer Finsternis bestand, aber eine Lücke aufwies, in der das Feuer tanzte. Es war nicht nur das Feuer und die weiter entfernt liegende, rote Glut zu sehen, es gab auch diese Frau, die wie eine Herrscherin inmitten der heißen Flammen stand.
Die Flammen tanzten. Fratzen bildeten sich aus hungrigen Feuerarmen wie entstellte Gesichter, die nichts Menschliches mehr an sich hatten.
Sie erreichten auch die Nähe der Frau, umhuschten sie wie Irrwische, als sollte die Person von ihnen verschlungen werden.
Nur der Killer sah dieses Bild, und er konzentrierte sich auf die Frau, deren offenliegendes Gehirn zuckte. Und es hörte einfach nicht auf, sich zu bewegen.
Der »Tote« lächelte.
Das war seine zweite, menschliche Reaktion, denn er wußte, daß er wieder vollkommen war. Er erhielt auch den nächsten Beweis, denn er konnte zuschauen, wie sich die Bilder von seinem geistigen Auge allmählich zurückzogen, wie das Feuer erlosch, die Frau verschwand und nur der Killer mit seinen Erinnerungen und seiner erneuten Kraft zurückblieb.
Der Wanderer war wieder da!
Sein Mund zog sich in die Breite. Er lächelte, auch wenn dies ein menschliches Gefühl war. Das hatte er einfach tun müssen, denn etwas war ihm schon von den Menschen geblieben. Das Lächeln machte sein Gesicht zu einer Fratze, die niemand sah.
Er konnte ebenfalls nichts erkennen, da er eingepackt lag in dieser dichten Dunkelheit, aber sein Gehör war wieder in Ordnung, und er wußte, daß sich in seiner Nähe Menschen aufhielten.
Beute, Opfer…
Mit der Zunge leckte er seine Lippen nach und streifte damit auch noch über die Unterseite der Decke entlang. Sein Gehirn arbeitete, auch wenn es bösen Gesetzen und Befehlen gehorchte. So malte er

sich eine Zukunft aus, wie er sie gern hätte. Er dachte an Waffen, an Messer, an Macheten, an Revolver und Pistolen. Er malte sich aus, was er mit ihnen tun würde. Er wünschte sich Menschen, Opfer, Feinde, und er sah sich selbst inmitten eines wahren Mordrausches.

Er träumte von einem Meer aus Blut, in dem er waten konnte, und er lachte innerlich über seine Gegner.

Sie hatten sich gewehrt. Sie hatten auf ihn geschossen. Sie hatten ihn auch getroffen, und sie glaubten jetzt, daß er nicht mehr lebte. Aber sie irrten sich alle. Er existierte noch. So leicht konnte man ihn nicht vernichten, nicht den Wanderer zwischen den Dimensionen.

Er lebte nicht, er existierte, doch das schon sehr lange. Dafür gab es kaum eine Zeiteinteilung, weil diese Länge einfach so unvorstellbar war.

Bisher hatte der Wanderer nur seine Lippen, die Zunge und die Augen bewegt. Er wußte, daß er mehr konnte, und er setzte dies auch sehr bald in die Tat um.

Daß man ihn nackt ausgezogen hatte, störte ihn nicht. Er krümmte die Finger und schloß die Hand zu einer Faust, die er sofort danach wieder öffnete.

Noch hatten seine Beine Kontakt mit der Liege. Der Wanderer änderte dies. Er hob sie an. Auch das Tuch bildete eine Beule, was niemand sah, aber es war für den Killer nur Training gewesen. Er hatte herausfinden wollen, wie gut er war.

Es drängte ihn aus der Kammer. Er wollte nicht mehr allein bleiben. Er brauchte die warmen Körper der Menschen. Er dachte an ihr dampfendes Blut, an ihre weiche und nachgiebige Haut über Fleisch und Muskeln, in die seine Messer so leicht hineindrangen.

Es würde so werden. Es gab keine andere Möglichkeit. Sie mußten sich um ihn kümmern.

Bald schon, bald…

Flach legte er sich wieder hin. Er nahm die Haltung eines Toten ein, aber er spitzte die Ohren. Er konnte hören, daß nebenan gesprochen wurde, aber er verstand nicht, was. Trotzdem war der Killer zufrieden.

Menschen in der Nähe, nur das zählte.

Jemand stieß gegen die Tür. »Ja, bis gleich!« rief der Mann und fügte hinzu: »Ich hole ihn schon mal raus!«

»Aber zerhacke ihn nicht, auch wenn er vier Menschen umgebracht hat.«

»Nein, keine Sorge.«

Der Wanderer hatte die laut gesprochenen Worte verstanden.

Zerhacken, dachte er und hätte beinahe gekichert. Er hatte nichts dagegen, aber er würde es sein, der andere zerhackte, und nicht umgekehrt. Er würde die Panik und das Grauen bringen, und er ergötzte sich an den Bildern, die noch gar nicht eingetroffen waren,

aber er sah bereits das viele Blut.

Ein schwappendes Geräusch drang ihm entgegen, als die Tür geöffnet wurde. Für einen kurzen Moment fiel der volle Lichtschein in die Kammer, bevor die Gestalt auf die Schwelle trat.

Da das Tuch auch sein Gesicht bedeckte, sah der Killer die Gestalt nicht, doch er nahm den Geruch auf. So rochen Menschen. So warm und für ihn wunderbar. Dampfendes Blut, weiches Fleisch - wieder zuckten die Begriffe durch seinen Schädel, aber sie verschwammen auch, denn die Wirklichkeit hatte seine Vorstellungskraft mittlerweile eingeholt. Der Wanderer verließ sich ausschließlich auf sein Gehör. Er lauschte nach jedem Geräusch. Er hörte das Auftreten der Person, die sich seiner Bahre näherte. Sie erzitterte leicht, als der andere Mann sie berührte.

Und sie bewegte sich auch auf den Rollen.

Noch wurde der Wanderer nicht aus dem Raum gezogen, denn der Mann wollte noch mit ihm verbal abrechnen. »Du Schwein!« flüsterte er dem Toten zu. »Du verdammtes, dreckiges Schwein! Man sollte dich vierteilen. Man sollte dich in Stücke hacken und jedes Teil verbrennen. Du hast eine Familie ausgelöscht. Du hast einen Mann, eine Frau und zwei Kinder brutal erschossen, du bist nicht mehr als ein wildes Tier, und ich würde mir wünschen, daß du während der Obduktion lebst und jeden Schnitt in deinen Killerkörper spürst. Dann hätte ich dich schreien hören können, dann…« Seine Stimme versagte, weil er husten mußte. Er hatte sich einfach zu sehr angestrengt, aber der Mann kam jetzt seiner Pflicht nach und schob die Bahre aus dem Dunkel der Kammer in das kalte Licht der gefliesten Obduktionshalle hinein, wo der Tod stündlich zu Gast war und auf eine medizinische Art und Weise ritualisiert worden war.

Das standen die Metalltische mit den Ablaufrinnen für das Blut. Da lagen auf weichen Papiertüchern all die Geräte, die für die Obduktion benötigt wurden. Da ragten die großen Waschbecken aus den Wänden hervor, und da standen auch die viereckigen Kunststoffeimer auf dem Boden, die den Abfall aufnahmen.

Das sah der Wanderer, denn er hatte die Decke etwas nach unten gezogen. Er schaute zudem auf den Rücken des Mannes, der die fahrbare Bahre hinter sich herzog, um sie zwischen zwei Obduktionstischen zu plazieren.

Auf einem lag die Leiche einer jungen Frau. Sie sah schlimm aus, denn man hatte ihr den Kopf geöffnet und diese Stelle nicht wieder verdeckt.

Der kleine Mann mit den roten Haaren war für den Wanderer kein Gegner.

Er trug einen weißen Kittel, der an einigen Stellen rote und schon braune Flecken zeigte. Blutreste. Einige frisch, andere bereits

eingetrocknet. Der Rothaarige drehte die Bahre so, daß sie dicht neben dem leeren Tisch zum Stehen kam. So brauchte der Killer nur von einer Seite zur anderen gehievt zu werden.

Der rothaarige Mann war so in seine Arbeit vertieft gewesen, daß ihn das Verrutschen des Lakens nicht aufgefallen war. Erst jetzt, als er einen Schritt zurücktrat, warf er einen Blick gegen den Kopf des Toten - und sah es.

Er fror ein!

Der Wanderer hielt die Augen nicht ganz geschlossen, deshalb konnte er den anderen auch beobachten. Doch das fiel kaum auf.

Der Rothaarige trug eine Brille mit halben Gläsern. Er hatte eine große Nase, aus deren Löchern ebenfalls kleine, rote Härchen wie Büscheln wuchsen. Der Mund mit den dicken Lippen hatte sich verzogen, was auch zu dem halb staunenden und halb entsetzten Ausdruck des Gesichts paßte. Dieser Mensch kam mit der neuen Lage nicht zurecht.

Er schwebte zwischen den Fronten und machte den Eindruck einer Person, die sich nicht sicher war, was sie unternehmen sollte.

Noch dachte der Mann darüber nach, ob das Laken schon verrutscht gewesen war, oder ob dies geschehen war, als er die Bahre aus der Kammer gezogen hatte.

Daß der Tote selbst sich dafür verantwortlich zeigte, kam ihm nicht in den Sinn. Der Mann glaubte mehr daran, daß er durch eine Unachtsamkeit das Laken berührt und es vom Gesicht der Leiche weggezogen hatte.

»Dustin, du bist ein Idiot!« sprach der Rothaarige mit sich selbst. »Läßt dich von so einem Bockmist erschrecken. Verdammt noch mal, wie lange arbeitest du schon hier unten?« Er schüttelte über sich selbst den Kopf und trat wieder an den Toten heran. Es gefiel ihm einfach nicht, daß der Kopf nicht zugedeckt war. Bei anderen Leichen hätte es ihn nicht gekümmert, aber diesen vierfachen Killer wollte er auf keinen Fall anschauen.

Er faßte nach dem leichten Laken, hob es an und wollte den Stoff wieder über das Gesicht legen. Der Wanderer hatte alles gesehen.

Es war günstig für ihn gelaufen. Es freute ihn direkt, wie dieser Mensch reagierte, denn das kam ihm wunderbar entgegen.

Der Mann mit dem Vornamen Dustin hob den Stoff an. Er legte ihn zurecht, aber er achtete dabei nicht auf die rechte Hand des angeblich Toten.

Die schnellte vor.

Mit einem gedankenschnellen Griff umklammerte sie das linke Handgelenk des Rothaarigen…

***

Es war dieser Moment im Dasein eines Menschen, den wohl jeder irgendwann einmal erlebt. Der absolute Schock, dieser Treffer, mit dem niemand gerechnet hatte und auch niemand rechnen konnte, denn ein Toter war in der Regel tot. Es gab wenige Ausnahmen, da aber wurde von einem Scheintot gesprochen, nur wachten Scheintote nicht so plötzlich auf und griffen andere an.

Dustin spürte es.

Er tat nichts. Er stand nur da. Er wußte auch nicht, auf was er sich konzentrieren sollte. Der Druck dieser kalten Totenfinger hielt sein Gelenk umklammert. Es war eine Tatsache, nur wollte Dustin sie nicht akzeptieren.

Er konnte einfach nicht daran glauben, daß er tatsächlich von der Klaue eines vierfachen Mörders festgehalten wurde. Das paßte nicht in seine Welt.

Er war zwar kein Mediziner, sondern mehr als Helfer tätig, aber die Jahre, die er in dieser Pathologie verbracht hatte, waren doch sehr lehrreich für ihn gewesen, und jetzt erlebte er etwas, das ihn bis in die Grundfesten erschütterte.

Er kam auch nicht dazu, etwas zu sagen. Seine Körperfunktionen waren auf ein Minimum reduziert. So wunderte er sich darüber, daß sein Herz noch schlug. Und das in einem zu Eis gewordenen Körper! Er wollte denken, er wollte überlegen, aber auch sein Gehirn kam ihm vor wie in Watte eingepackt.

Nur seine Augen verließen ihn nicht. Er schaffte es sogar, den Blick zu senken und vor sich zu schauen. So blickte er auch auf den Rand der Bahre, über den die Klaue und der Unterarm hinwegragten.

Es war kein Irrtum. Niemand spielte ihm einen Streich. Die Hand gehörte tatsächlich dem Toten, der auf eine so wundersame Art und Weise wieder lebendig geworden war.

Oder war es ein letztes Zucken seines Körpers gewesen? Gase konnten dafür gesorgt haben. Auf der anderen Seite wollte Dustin daran nicht glauben. Das waren Dinge, die er nicht akzeptierte. Unheimliche Vorgänge, grausame Geschichten.

Untote, Zombies!

Auf einmal drehte sich alles um diese beiden Begriffe. Durch seinen Körper schoß eine heiße Lohe. Sie war eine Flamme, die alles verbrennen wollte, und sie beflügelte auch seine Gedanken. Sie löste ihn aus seiner Starre. Er wußte, daß er sich befreien mußte, und gleichzeitig glitt die Angst vor ihm hoch.

Er fürchtete sich vor einer Gestalt, die ein lebender Toter war. Er selbst hatte so etwas nie erlebt, er hatte auch nicht daran geglaubt und über entsprechende Filme nur gelacht.

Aber sie hatten bei ihm schon einen Schauer hinterlassen. Nach jedem Streifen war er mit einem anderen Gefühl zur Arbeit gegangen

und hatte sich bei Dienstantritt immer vorsichtig umgeschaut und sich die Leichen angesehen.

Für Dustin Vale war ein böser Alptraum zu einer furchtbaren Realität geworden. Sein Gelenk wurde von der Klaue einer lebenden Leiche umfaßt, und das bohrte sich in sein Hirn. Gleichzeitig dachte er daran, daß er diesem Griff entkommen mußte. Er konnte sich auch nicht darauf verlassen, daß seine Kollegen von der Besprechung früh genug zurückkehrten und ihm halfen. Hier mußte er seine eigenen Kräfte einsetzen, um dem Grauen zu entkommen.

Zombies essen Menschenfleisch!

Auch das wußte er aus den Filmen, und dieser Gedanke, der ihm plötzlich gekommen war, ließ ihn handeln.

Er warf sich zurück. Er wollte sich losreißen, weg aus dieser Klammer, aber er hatte die Kraft der lebenden Leiche unterschätzt, denn sie hielt dagegen.

Vales Versuch erstickte schon im Ansatz. Er konnte sich zwar zurückwerfen, aber der Gegenzug war stärker, und für einen Moment blieb er auf einem Bein stehen, wobei er so wirkte wie ein unsicherer Tänzer. So kam er nicht weg, und das wollte auch nicht die Leiche, denn sie zerrte noch einmal an ihm.

Der Mann kippte nach vorn. Er stolperte dabei über die eigenen Füße, so daß ihn das Übergewicht auf die Bahre schleuderte und er schräg auf dem Laken liegenblieb. Unter sich spürte er für einen Moment den starren Körper, und erst jetzt war Dustin Vale in der Lage, einen Schrei auszustoßen.

Er hatte seinen Mund weit aufgerissen, um seine Not hinauszubrüllen, aber der Zombie hatte zwei Hände.

Mit einer schnellen Bewegung schleuderte er den oberen Teil des Lakens in die Höhe, damit er sich bewegen konnte. Den linken Arm hatte er dabei bereits angehoben. Jetzt ließ er ihn schwer wie ein Brett nach unten fallen, und seine flache Hand klatschte auf den Kopf des Mannes.

Dustin spürte den Druck. Der Schrei erstickte, weil er mit seinem Mund gegen das Laken gepreßt wurde, und die flache Hand auf seinem Kopf krümmte sich.

Finger griffen zu. Sie packten seinen dichten Haarschopf. Sie drehten sich förmlich hinein, und sie rissen dann seinen Kopf in die Höhe. Der Mund lag zwar frei, aber der Schrei wollte sich nicht lösen, den der wahnsinnige Kopfschmerz überdeckte einfach alles. So drang nur ein jaulendes Geräusch über die Lippen des Mannes, dessen Augen weit offenstanden und wie Glaskugeln wirkten.

Der Wanderer hatte sich aufgesetzt. Für einen Moment waren er und der Mensch in ihren Haltungen eingefroren, dann zuckte der lebende Tote zur Seite.

Es war eine lässig aussehende Bewegung. Er aber hatte sie sehr kraftvoll geführt, und Dustin Vale fühlte, wie der Boden unter seinen Füßen verschwand. An den Haaren war er in die Höhe gerissen worden.

Seine Augen schwammen in Tränen. Der Schmerz im und am Kopf war unfaßbar. Vale wünschte sich, ohnmächtig zu werden, was der Zombie nicht zuließ, denn er wuchtete sein Opfer zur Seite.

Vale fiel nicht. Er torkelte, bevor er gegen die Wand prallte, was er allerdings ebenfalls kaum mitbekam, denn der Schmerz am Kopf überdeckte alles.

Der Stoß hatte ihn gestoppt und nicht wieder nach vorn katapultiert. Mit seinen Händen schlug er um sich, aber die Wand war glatt, sie bot ihm keinen Halt. So sackte der Mann in die Knie und fiel dabei so zusammen, als wären die Knochen in seinem Körper nicht mehr vorhanden oder bestünden nur aus dünnen Splittern.

Auch der Killer blieb nicht untätig.

Er wußte, daß er sich in den folgenden Sekunden nicht um sein Opfer zu kümmern brauchte. Es hatte genug mit sich selbst zu tun. Für den Wanderer war der Fall noch längst nicht beendet. Das Vorspiel hatte er hinter sich, mehr auch nicht. Er würde weitermachen. Er träumte vom warmen Blut, er liebte den Geruch, wie ein Vampir ihn mochte, und er suchte nach Waffen, um sie in das Fleisch zu schlagen.

Die Messer, die Scheren, die scharfen Skalpelle lagen wohlgeordnet auf einem Regal, das seinen Platz zwischen zwei mächtigen Waschbecken gefunden hatte.

Der Zombie ging darauf zu. Er ließ es nicht aus seinem starren Blick, und als er sich bewegte, da sah es aus, als wollte er das normale Laufen noch richtig lernen.

Seine Beine setzte er staksig. Den rechten Fuß voran, dann den linken, den er nachzog, und so überwand er die Strecke, um das Regal zu erreichen.

Dustin Vale lag vor der Wand auf dem Boden, wo er sich krümmte und versuchte, seiner Schmerzen Herr zu werden. Sie rasten noch immer wie irr gewordene Geister durch seinen Kopf. So etwas hatte er noch nie durchlitten und erlebt. Er wußte auch nicht, wie es weitergehen sollte.

Wegen der zu großen Schmerzen fand er sich in der Realität nicht zurecht. Da es ihm nicht möglich war, einen klaren Gedanken zu fassen, schaffte er auch nicht, etwas zu unternehmen.

Aus seinen Augen rannen nach wie vor die Tränen. Regelrechte Wasserströme, die nicht zu stoppen waren. Die ihm auch den Blick für seine Umgebung nahmen. Vale suchte Halt. Er fand ihn an der Wand.

Es war mehr einem Zufall zu verdanken, daß er diese Wand auch erwischte.

Für einen Moment war der Schmerz vergessen, er dachte wieder klar. Er wußte, was er tun mußte, um auf die Füße zu kommen.

Nur so konnte er die Flucht ergreifen.

Schwerfällig kam er in die Höhe. Aber die Wand war ihm trotzdem eine Hilfe, und er lehnte sich mit der Schulter gegen die Fliesen, als er auf den Füßen stand.

Das hatte auch der Wanderer gesehen. Er hatte nur kurz seinen kahlen Schädel gedreht und sich dann weiterhin auf die Suche gemacht. Die nackte Zombie-Gestalt wußte genau, was sie wollte.

Ein Skalpell, eine Schere, ein langes Messer mit scharfer Klinge. Das und die Schere legte er so zusammen in die linke Hand, damit die scharfen und auch spitzen Enden weit vorstanden. Das Skalpell behielt er in seiner rechten, der Führungshand.

Und so machte er sich auf den Weg, um den Mann zu töten!

***

Dustin Vale wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte sich trotzdem einigermaßen fangen können und sich auch gedreht. So schaute er in die Richtung, aus der der Untote kam.

Vale wischte über seine Augen. Der Blick war einfach noch zu trübe.

Den Wanderer sah er nur mehr als Schatten, aber seine Sicht besserte sich, zudem bohrte die Erinnerung an das, was er erlebt hatte, in ihm. Es war für ihn noch immer nicht faßbar, welches Monstrum sich aus dem angeblich Toten entwickelt hatte. Der gab sich auch keine Mühe, leise oder vorsichtig zu sein. Er trat bei jedem Schritt wuchtig und stampfend auf, so daß Echos entstanden, die an den kahlen Wänden widerhallten.

Je lauter die Echos wurden, um so näher kam der Zombie an den Menschen heran.

Vale vergaß seine Wehwehchen, die er sich bei dem Aufprall zugezogen hatte. Die Augen waren Kugeln in seinem Kopf. Er starrte einzig und allein auf den Unhold, und er sah jetzt, was diese Gestalt verteilt auf zwei Händen trug.

Waffen! Eine Schere, ein Messerund ein Skalpell!

Dustin Vale war kein Arzt, nur Helfer. Aber er wußte sehr gut, was diese Waffen bedeuteten. Er hatte oft genug zugeschaut, wie die Mediziner sie einsetzten, um die Leichen aufzuschneiden. Was bei ihnen zur Berufsausübung gehörte, konnte für Vale tödlich enden.

Der lebende Tote wollte ihn. Ob er in der Lage war, über etwas nachzudenken oder nicht, darüber brauchte sich Vale keine Gedanken zu machen. Er aber hatte ihm den Weg zur Tür versperrt. Nach jedem schaukelnden Schritt breitete er die Arme weiter aus, um dem Menschen zu zeigen, wer hier das Sagen hatte.

Vale suchte nach einem Ausweg. Er war noch zu gebannt, um etwas

unternehmen zu können. Zudem drängte sich die Angst in ihm hoch. Sie umklammerte wie ein Gitter seine Eingeweide. Sein Herz schlug viel schneller als sonst. Das kalte Licht kam ihm vor wie der Schein, der ihn ins Jenseits begleiten sollte.

Ausgerechnet jetzt, wo er sich in Gefahr befand, dachte er wieder an die Familie, die der Unheimliche getötet hatte. Die Eltern und zwei Kinder.

Es gab keinen Grund für ihn, Vale nicht zu killen.

Er konnte nicht mal um Hilfe schreien. Sein Mund war zwar offen, aber die Laute erstickten schon in der Kehle. Sie hörten sich an wie ein dumpfes Gurgeln.

Er zitterte. Er hoffte auf die Rückkehr der Ärzte. Verdammt, wie lange dauerte diese Pause noch? Der Schweiß rann als kalte Tropfen über sein Gesicht. Er hörte den eigenen Atem überlaut. Nur der andere atmete nicht, aber er lebte trotzdem und bewegte sich wie ein normaler Mensch. Das wollte ihm nicht in den Kopf.

Ob er es begriff oder nicht, wichtig war, daß er aus dieser verdammten Klemme herauskam. Vale wunderte sich über sich selbst, daß er sich bewegen konnte. Er ging mit dem rechten Bein zur Seite. Ein langer Schritt, den auch der Zombie sah. Der aber tat noch nichts. Er blieb plötzlich stehen und glotzte Vale an.

Diese nackte Gestalt war ein Hohn. Er war von drei Kugeln erwischt worden.

Die Einschüsse zeichneten sich in seiner Haut ab. Tote bluten nicht mehr, da machte auch er keine Ausnahme, aber in den Löchern schimmerte das alte Fleisch.

Die Tür war wichtig. Um sie zu erreichen, mußte Vale an drei »Arbeitsplätzen« vorbei, dann einige Meter nach vorn rennen, dann hatte er es geschafft.

Das wußte auch der Zombie. Ob bewußt oder instinktiv, er brauchte nur zwei kleine Schritte zur Seite zu gehen, um den Weg endgültig zu verkürzen.

Er ging sie.

Für Vale war dies die Initialzündung. Er wollte die Gestalt nicht noch näher an sich herankommen lassen, deshalb ergriff er die Initiative und wunderte sich zugleich über sich selbst, daß er dazu noch in der Läge war.

Er packte die Bahre, auf der die Leiche bis vor kurzem noch gelegen hatte. Dabei stöhnte Vale auf. Der Griff kam ihm so kalt vor, als wäre er mit einer Eisschicht bedeckt, und einen Moment später hatte er sich selbst überwunden.

Er schob die fahrbare Bahre vor. Sein Ziel war die lebende Leiche. Dabei brüllte er sie plötzlich an, als wollte er sie aus dem Weg räumen. Er hörte auch das Rollen der gummibereiften Räder auf dem

gefliesten Boden, die Distanz verkürzte sich immer mehr, und der Zombie traf keinerlei Anstalten, der Bahre auszuweichen. Sie war schwer genug, um auch ihn umzuwerfen.

Der Aufprall!

Auf ihn hatte Vale alle Hoffnungen gesetzt. Das andere Ende der Bahre klatschte gegen den nackten Körper. Es war ein sehr harter Anprall, und Vale spürte ihn bis in die Oberarme. Eigentlich hätte er die Gestalt zu Boden rammen müssen, denn die Bahre hatte auch ihr Eigengewicht und war in Fahrt gekommen.

Der Zombie stand wie ein Baum!

Er nahm den Aufprall hin. Er hatte sich im letzten Augenblick nach vorn bewegt und sich gegen die schwere Bahre gestemmt. Zudem hatte er seine Hände gekrümmt und sie beim Aufprall um den Rand der Bahre gekrallt. Er fiel nicht, er stand wie ein Baum, aber Vale hatte mit dieser Aktion nicht gerechnet.

Die zwangsläufig folgende Gegenbewegung hatte ihn nach vorn getrieben und über die leere Bahre hinweg. Er schlug mit dem Oberkörper auf.

Er spürte, wie sich etwas in seinen Magen drückte. Aus seinem offenen Mund drang ein Röcheln. Plötzlich tanzte die Gestalt des Unheimlichen vor seinen Augen. Die Luft wurde ihm knapp. Er sackte zusätzlich in den Knien ein, die weich geworden waren. Auf einmal befand er sich in einer verdammten Klemme.

Die nutzte der andere aus.

Ob die Tat von seinem Gehirn gelenkt wurde oder er aus eigenem Antrieb handelte, für Dustin Vale war es völlig egal, denn er bekam den Gegendruck voll mit.

Als der Zombie die Bahre nach vorn stieß, kippte der Mann nach hinten.

Er bewegte noch die Beine, um den Kontakt mit dem Boden nicht zu verlieren.

Zusätzlich klammerte er sich noch an der Bahre fest, aber er hatte seine Standfestigkeit bereits verloren. Sein Kinn befand sich beinahe in gleicher Höhe mit dem Griff. Er sah die Waffen des Untoten blitzen, die jetzt aus einer Hand hervorschauten, und dann gab der Zombie dem Gefährt noch einmal den nötigen Schwung.

Der Griff hieb gegen Vales Brust, rutschte hoch, während der Mann sich nicht mehr halten konnte. Er kippte zurück, bekam noch einen heftigen Stoß gegen die Stirn, sah Sterne und wußte, daß er den Kampf verloren hatte.

Plötzlich lag er auf dem Boden. Er sah die Bahre als Schatten, die noch einmal gegen ihn prallte.

Sein Schrei erstickte in der Kehle.

Er riß die Arme hoch, um seinen Kopf zu schützen, aber der Untote

zerrten den Gegenstand wieder zurück. Er brauchte selbst die freie Bahn, um an das Opfer heranzukommen.

Vale hörte ihn.

Jeder Schritt war für ihn eine Folter. Sein Tod war für den Unheimlichen eine beschlossene Sache, und auch Vale sah keine Möglichkeit mehr, dem Grauen zu entkommen.

Dann öffnete er die Augen.

Hoch wie ein Turm stand der nackte Zombie über ihm. Es war nicht zu glauben, so etwas durfte einfach nicht wahr sein. Jemand, der schon tot war, wollte noch einmal morden, und Vale konnte es nicht fassen, als der andere so dicht bei ihm stand.

Der Untote nahm die Schere. Skalpell und Messer behielt er in der linken Hand.

Dann beugte er sich vor.

Sein Gesicht war unbewegt. Auch in den Augen zeigte sich kein Leben.

Er tötete ohne Gefühl, ohne irgendeinen Grund, ohne Emotion. Er wollte einfach nur vernichten.

Diese Tatsache wiederum sorgte bei Vale für ein erneutes Aufbäumen. Er wollte sich nicht abschlachten lassen, und es gelang ihm tatsächlich, die Hacken gegen den Boden zu stemmen und sich zurückzudrücken.

Der Zombie bekam es mit. Er ging einen großen Schritt nach vorn und trat Vale in den Bauch.

Dustin brüllte nicht. Er röchelte. Ihm wurde übel. Er kriegte keine Luft mehr, aber er sah die verdammte Schere, die über ihm schwebte.

Ebenfalls in Höhe des Bauchs, und die beiden zusammengelegten Schenkel wiesen nach unten.

Vale schrie, zumindest glaubte er das. Es war alles so furchtbar geworden.

Vor seinen Augen wehten Schleier, in die der andere hineintanzte.

Dann fiel er nach unten…

***

Es war Barry F. Bracht, der uns drängte. Er hatte uns den Grund nicht mitgeteilt, und selbst Sir James bewegte sich schnell, was wir von ihm kaum kannten.

Wir fuhren in den Bauch des Hauses. Bracht schwitzte. Er wischte immer wieder über sein Gesicht. Den Blick hielt er in die Höhe gedreht, als könnte er an der Decke des Lifts irgend etwas ablesen. Seine Stirn zeigte ein Muster aus Falten, der Mund stand offen und wirkte trotzdem sehr verkniffen.

Suko und ich stellten ihm keine Fragen. Wir ahnten, was unseren Freund beschäftigte. In dieser Hektik hatten wir ihn nur selten erlebt,

dabei war er noch Barry F. Bracht und nicht Zebulon, der Schattenkrieger mit den besonderen Waffen.

Endlich hielt der Lift.

Auch die Tür schob sich unserer Meinung nach viel zu langsam zur Seite.

Wir huschten nach draußen, Barry an der Spitze, der sich in diesem Bereich nicht auskannte.

»Nach rechts«, sagte Sir James.

»Gut.«

Bracht und der Superintendent gingen gemeinsam und hatten die Führung übernommen. Suko und ich blieben dicht hinter ihm, wobei Suko den Kopf schüttelte.

»Was hast du?«

»Ich begreife Barry F. nicht.«

»Was stört dich?«

»Seine Hektik.« Suko grinste scharf. »Oder hast du ihn schon einmal so erlebt?«

»Nein, das nicht.«

»Eben.«

»Dann muß etwas mit diesem Killer sein.«

»Und ob, John.«

Wir eilten durch die Gänge. Die Pathologie lag ziemlich weit entfernt. Es war wirklich keine angenehme Arbeit, die von den Kollegen durchgeführt wurde, aber man gewöhnte sich ja wohl an alles.

Ohne anzuklopfen, stürmten wir in die Büros. Dort saßen die Mediziner zusammen. Sie hatten eine kleine Pause eingelegt, aßen, tranken.

Sogar ein Radio spielte.

Um so überraschter waren sie, als wir sie störten. Sir James übernahm das Kommando. »Was ist mit dem Killer?« fragte er. »Ist er schon obduziert worden?«

»Nein!«

»Können wir ihn sehen?«

»Er ist von unserem Mitarbeiter Mr. Vale geholt worden. Wir hatten ihn in einem Extraraum aufgebahrt und…«

»Schnell, führen Sie uns hin.«

Die Fachleute staunten hier wirklieh, nicht die Laien. Aber sie stellten keine Fragen mehr. Der Chef selbst beeilte sich. Wir durchquerten noch einen Vorraum, in dem Spinde standen, dann öffnete der Arzt die Tür und gab uns den Blick in den Obduktionssaal frei.

»Mein Gott«, sagte Sir James nur.

Uns reichte diese Bemerkung. Was da passierte, sahen wir selbst. Ein

Mensch lag auf dem Boden, und der angeblich tote Killer stand nackt neben ihm. Er war aus seinem Zustand erwacht und zu einem Zombie geworden, der sich bewaffnet hatte.

Er wollte mit der Schere zustoßen.

Es kam wirklich auf jede Sekunde an. Das wußten wir alle, aber nur Suko und ich handelten, weil wir auch entsprechend bewaffnet waren.

Daß sich hinter uns die Weißkittel drängten, bekamen wir nicht mit. Die Schüsse krachten zur gleichen Zeit, und die geweihten Silbergeschosse hieben in den Rücken der Gestalt und schüttelten sie durch. Sie hielt sich noch auf den Beinen, und wir beide hatten Angst, daß sie nach vorn fiel und die Schere in den Körper des Mannes rammte.

Deshalb jagten wir auf den Zombie zu. Begleitet von den Echos unserer Schüsse.

Der Untote schwankte, und Suko hieb seine Handkante gegen den Hals der Gestalt.

Sie kippte zur Seite. Noch einmal schlug Suko zu. Der Zombie landete auf dem gefliesten Boden, und sehr genau hörten wir das Klatschen beim Aufprall.

Vale schrie. Bei ihm war etwas gerissen. Er konnte nicht mehr. Seine Nerven spielten ihm einen Streich. Er lag auf dem Rücken. Die Arme und auch die Beine hatte er angezogen und so die Haltung eines Babies angenommen. Sein Gesicht war verzerrt. In den Augen war das zu sehen, was er durchgemacht hatte, und noch immer litt er unter einer nahezu hündischen Angst.

Suko kümmerte sich um ihn. Er zog ihn zur Seite. Ich beschäftigte mich mit dem Zombie. Meine Stimme gellte durch den kahlen Raum. Ich wollte, daß die anderen Abstand hielten. Wenn drei geweihte Silberkugeln es nicht geschafft hatten, diese Gestalt zu vernichten, konnten es auch fünf Kugeln nicht.

Er »spielte« den Toten. Die Gestalt lag auf dem Bauch, ohne sich zu rühren. Ich stand in ihrer Nähe, schob den rechten Fuß in Bauchhöhe unter den nackten Leib und hievte den Mann an.

Schwerfällig rollte er zur Seite, dann auf den Rücken. Suko war wieder bei mir. Zu zweit zielten die Mündungen der Berettas gegen ihn, der nichts tat.

»Und?« fragte mein Freund. »Der Kopf? Schießen wir ihn in den Kopf?«

»Nein!« Ich hatte eine andere Idee. Noch immer spukten mir die Kreaturen der Finsternis durch den Kopf. Ich wußte, daß mein Kreuz ihre wahren Gesichter hervorlocken konnte. Des öftern schon hatten wir das erlebt, und ich wollte es wissen.

Sehr schnell hatte ich die Kette über den Kopf gestreift. Dann lag das Kreuz auf meiner Handfläche. Die Kette hielt ich fest, während das

Kreuz in die Tiefe sackte.
Es landete auf dem Gesicht des Zombie!
Im nächsten Augenblick staunten wir alle. Selbst Suko und ich blieben von diesem Vorgang nicht unberührt. Die untote Gestalt erlebte ein neues, unheimliches Gefühl, denn was tief in ihr geschlummert hatte, drang wieder nach oben.
Es war die Fratze der Kreatur!
Sie schob sich über seine normalen, starren Gesichtszüge. Sie war einfach eine Projektion. Ein böser Schatten, der sich aus dem Maul eines Raubtieres und den grünen Augen eines Reptils zusammensetzte.
Ein derartiges Tier gab es nicht auf unserer Welt, aber es hatte es mal gegeben, eben vor urlariger Zeit. Das waren gewissermaßen die Anfänge der Dämonen gewesen, so hatten sie damals in ihrer Urgestalt ausgesehen. Sie waren einzig und allein auf Vernichtung eingestellt, aber dieser Anblick, so schrecklich und unbegreiflich er auch war, tat uns gut.
Feuer strahlte in dem Gesicht auf. Oder war es nur ein kurzes Glühen?
Jedenfalls reichte es aus, die Kreatur der Finsternis endgültig zu vernichten.
Als das wahre Gesicht verschwand, da wußten wir, daß wir es geschafft hatten. Vor uns lag ein normaler Toter, in dessen Körper fünf geweihte Silberkugeln steckten. In diesem Fall hatte mir das Kreuz wirklich als letzte Chance geholfen.
Sir James und Barry F. Bracht kamen auf uns zu. Sie sahen aus wie Statuen, umstanden dann wie wir diesen Körper, und Barry F. nickte. »Jetzt ist es vorbei, nicht?«
»Zum Glück«, sagte ich.
»Ich spüre auch nichts mehr.«
»Er ist tatsächlich eine Kreatur der Finsternis gewesen«, erklärte Suko.
»Er hat die Familie Pernell ausgelöscht, aber wir wissen den Grund leider nicht.«
»Einfach so?« fragte Barry.
Dem wollten wir nicht zustimmen. Auch Bracht war skeptisch. Er dachte über etwas nach, das sahen wir ihm an, aber er behielt seine Gedanken für sich, und wir wollten ihn auch nicht drängen.
Sir James sprach mit den Ärzten. Dustin Vale war aus dem Raum gebracht worden. Er würde es verdammt schwer haben, den Schock zu überwinden. Für ihn waren die Dinge glücklicherweise gelaufen, aber leider nicht für uns. Nach wir vor standen wir am Anfang.
Suko stellte seinen rechten Daumen in die Höhe. »Das war einer, John«, sagte er. »Soll ich dich fragen, wie viele dieser Kreaturen noch herumlaufen?«

»Lieber nicht.«
»Wie hieß die Zeitung noch?« murmelte Barry F. Bracht. »Hades.«
»Unterwelt.« Er schaute uns länger an als gewöhnlich. »Inzwischen glaube ich daran, daß er von den Machern dieses verdammten Blattes geschickt wurde. Was ich als Zebuion erlebt habe, der Anblick dieser Frau, die im Feuer stand, deren Gehirn aus dem Kopf quoll - ich bin der Meinung, daß sie diesen Killer geschickt hat.« Er kratzte sich am Kopf.
»Deshalb werden wir herausfinden müssen, was sie mit der verdammten Blutgazette zu tun hat.« Er schüttelte den Kopf. »Hades«, wiederholte er, »das ist der richtige Name für sie.«
»Meinst du die Kreaturen der Finsternis damit?«
»Inzwischen schon, John. Ich gehe nämlich davon aus, daß die Leute von der Zeitung und sie zusammengehören oder - was noch schlimmer ist - sie selbst zu dieser Gruppe gehören. Die können sich auf die Insel zurückgezogen haben, um von dort aus zu agieren. Ich würde sogar darauf wetten, glaubt mir.«
»Und weiter?« fragte ich.
»Wann starten wir?«
Ich grinste scharf. »Das habe ich hören wollen. Du bist also mit von der Partie?«
»Und ob.«
Den anvisierten Flug würden wir nicht mehr bekommen, aber das war zweitrangig geworden. Mir lief schon jetzt ein Schauder über den Rücken, wenn ich daran dachte, daß sich die Worte unseres Freundes bewahrheiteten. Das konnte zu einer mörderischen Hölle werden.
Sir James hatte die Ärzte beruhigen können. Er kümmerte sich um uns und verfolgte denselben Gedanken wie Barry F. Bracht, sein Gesichtsausdruck zeigte dabei eine starke Sorge, als er sagte: »Sie werden es auf Guernsey nicht leicht haben, denke ich.«
»Das können Sie laut sagen, Sir.«
»Wollen wir bis zum nächsten Flug warten?«
Die Frage hörte sich seltsam an. Ich hob die Augenbrauen und fragte: »Sehen sie eine andere Möglichkeit?«
»Ja. In Anbetracht der Schwere dieses Vorfalls könnten wir einen Hubschrauber chartern, der Sie ans Ziel bringt - oder?«
»Das wäre gut.«
»Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Er nickte uns kurz zu. »Wir treffen uns in meinem Büro.«
Da wir Sir James kannten, konnten wir davon ausgehen, bald in einem Hubschrauber zu sitzen.
Der Chef dieser Abteilung wollte uns noch sprechen. Es war ein älterer Mann mit grauen Haaren, und seine Gesichtshaut unterschied sich kaum von seinem natürlichen Kopfschmuck. »Sagen Sie mir eines,

meine Herren: Wir als Mediziner müssen das nicht begreifen, was sich hier abgespielt hat?«

»Das müssen Sie nicht«, sagte Suko.

»Es ist auch gut so, denn eine Erklärung hätte ich beim besten Willen nicht gehabt.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen«, sagte ich zu ihm und legte eine Hand auf seine Schulter. »Sie können den Toten obduzieren, und ich versprechen Ihnen, daß er nicht mehr erwachen wird.«

Der skeptische Blick des Arztes verschwand allmählich. Er atmete auch tief durch. »Was ich hier gesehen habe, möchte ich nicht meinen Kollegen berichten. Die halten mich dann für übergeschnappt. So etwas ist mir in meiner langen Praxis wirklich noch nicht widerfahren.« Er kam mir etwas verlegen vor, als müßte er sich erst überwinden, die nächste Frage zu stellen. »War diese - ahm - Person tatsächlich ein Zombie? Also eine. Gestalt, die man früher schon mal im Kino gesehen hat?«

»Sie auch?« fragte Suko.

»Nein, ich nicht, aber ich kenne Menschen, die sich diese Filme antun.«

»So ähnlich ist es gewesen. Sie können ihn tatsächlich als Zombie bezeichnen.«

Der Mediziner schaute auf die Leiche mit den verzerrten Gesichtszügen.

Er faßte sich dabei an die Kehle, als wollte er sich selbst erwürgen. Dann hob er die Schultern und meinte, daß man auch in seinem Alter nie auslernt. »Aber Sie überlassen ihn uns?« fragte er noch.

»Das bestimmt. Untersuchen Sie ihn.« Suko hob die Schultern. »Der Motor aber ist zerstört worden. Er wird Ihnen bestimmt nicht mehr vom Seziertisch klettern.«

»Na, Sie haben Nerven.«

»Die brauchen wir auch«, gab Suko zurück, bevor er sich verabschiedete. Auch Barry F. Bracht und ich verließen diese ungastliche Stätte und waren froh, als wir wieder im Lift standen und zu unserem Büro fuhren, wo wir erst einmal einen Kaffee zu uns nehmen wollten, denn den hatten wir uns verdient.

Glenda war nicht allein. Sir James stand bei ihr. Er hatte geahnt, daß wir erst etwas trinken wollten. Auch er hielt ein Glas in der Hand, allerdings gefüllt mit Mineralwasser. Es hatte einen trüben Schimmer bekommen, denn Sir James hatte in ihm eine Tablette aufgelöst. Als ich die Tür schloß, stellte er das leere Glas zur Seite.

Er sah uns an, daß wir Antworten haben wollten, nickte und sagte: »Es geht in Ordnung, Sie kriegen den Hubschrauber.«

»Gut.« Ich lächelte. »Wann starten wir?«

»Das steht noch nicht fest. Zwei Stunden wird es vielleicht noch

dauern. Höchstens.«

»Mußt du noch packen?« fragte ich Barry.

Der verzog das Gesicht, als bestünden seine Lippen aus Gummi.

»Eigentlich schon. Aber in Anbetracht gewisser Umstände fliege ich so mit euch. Guernsey ist ja nicht am Ende der Welt. Dort gibt es auch Geschäfte, in denn ich was kaufen kann.« Er schaute sich um. »Habt ihr denn keine Probleme?«

»Nein, Barry«, erklärte ich ihm. »Für so etwas steht immer ein Notkoffer gepackt. - Na ja, meistens jedenfalls.«

»Das ist gut. Werde ich mir merken.«

»Als Zebuion brauchst du so etwas nicht.«

»Das bin ich ja nicht nur.«

Ich kam endlich dazu, mir eine Tasse Kaffee zu nehmen und setzte mich auf Glendas Schreibtischkante. Unsere Sekretärin wußte Bescheid. Da brauchte ich sie nur anzuschauen, aber sie hielt sich zurück, denn Sir James gab uns noch einige Informationen mit auf den Weg. Er hatte bei einer Institution angerufen, die sich als Verlegerverband für Zeitschriften und Zeitungen bezeichnete. Man wußte dort nur wenig über die Zeitung.

Selbst in der englischen Presse, die nicht eben zimperlich ist, stand man der Zeitschrift Hades skeptisch gegenüber. Deren Verleger war auch nicht Mitglied des Verbands. Da die Zeitschrift nur in geringer Auflage erschien, nur an bestimmten großen Verkaufsstellen zu erwerben war und ansonsten über Abos abgesetzt wurde, war sie kaum beachtet worden.

»Wer wird uns fliegen?« fragte ich.

»Der Pilot eines Sonderkommandos.«

»Gut.«

Sir James schaute auf seine Uhr. »Ich denke, Sie beide sollten schon Ihr Gepäck holen.« Er ging zum Telefon. »Ich werde noch einmal Druck machen.«

»Tun Sie das, Sir.« Ich wollte möglichst noch vor der Dämmerung landen.

Außerdem brauchten wir einen Leihwagen, der uns in die größte Stadt der Insel brachte. Sie hieß St. Peter Port, lag vom Flughafen Le Bourg etwa zehn Kilometer entfernt, hatte auch einen Hafen und war zugleich ein Anlaufziel für Touristen, deren starke Monate vorbei waren, denn das Sommerwetter war vom Herbst abgelöst worden.

Wir verabschiedeten uns noch von Glenda Perkins, die nicht eben glücklich wirkte. Wozu die Kreaturen der Finsternis in der Lage waren, das wußte auch sie, und die leichte Gänsehaut auf ihrem Gesicht wollte einfach nicht verschwinden…

***

Es war ein angenehmer Flug gewesen, der uns in Richtung Südosten geführt hatte. Die Kanalinsel Guernsey liegt vor der Küste Frankreichs, gehört aber zu England. Trotzdem ist es keine weite Reise.

Die Sicht war klar gewesen, auch die französische Küste hatte sich bald am Horizont hervorgeschält.

Die Landung klappte ebenfalls. Wir wurden von zwei Sicherheitsbeamten abgeholt. Unser Pilot verabschiedete sich mit einem festen Händedruck.

Er würde auftanken und wieder zurückfliegen. »Was immer Sie hier auf der Insel vorhaben, ich wünsche Ihnen viel Glück.«

»Danke, das können wir gebrauchen.«

Der Flughafen war nicht mit denen in einer europäischen Metropole zu vergleichen. Man konnte ihn als klein und ländlich bezeichnen. Die Insel selbst war nur von wenigen Straßen durchzogen die ein Spinnennetz bildeten. Die breiteste von ihnen führte im Westen und Nordwesten meist an der Küste entlang und war wegen des Ausblicks sehr beliebt.

Im Süden, wo auch der Flughafen liegt, schnitt sie mehr durch das Landesinnere, und wir würden sie von Le Bourg aus bis St. Peter Port benutzen.

Es war windig auf der Insel. Die Haare wehten in die Höhe. Über uns hatte sich ein hoher Himmel mit schneeweißen Wolken gebildet, und das Gelände selbst war nicht flach, sondern leicht bergig. Immer wieder gab es diese Hügel-und Talfahrten, und wir wußten auch, daß auf Guernsey viel gebaut wurde, denn zahlreiche Touristen hatten sich die Insel in den letzten Jahren als Urlaubsziel ausgesucht. Dementsprechend wuchs die Anzahl der Hotels. Zum Glück waren es keine gewaltigen Hochhäuser.

Man baute flacher, verwendete auch mehr Holz, so daß die Hotels mehr Landhäusern ähnelten.

Wir liehen uns einen kleinen Jeep, und Suko ließ es sich nicht nehmen, das dunkel lackierte Auto zu steuern.

Die Fahrt nach St. Peter Port war nur eine Sache von Minuten. Gern hätte ich den Ausblick genossen, aber meine Gedanken drehten sich zu sehr um den vor uns liegenden Fall. So hatte ich vom Gefühl her den Eindruck, als läge über der Insel ein unheimlicher Schleier.

Die Einsamkeit der Landschaft verschwand, als wir in die Nähe der Hafenstadt gerieten. Den Hafen ließen wir links liegen und fuhren direkt in die Stadt hinein, die wirklich aussah wie aus dem Bilderbuch. Hier hielt sich alles in beschaulichen Grenzen. Es gab keine Hochhäuser, die Luft war trotz des Autoverkehrs noch gut, und die Fassaden der Bauten waren farblich unterschiedlich gestrichen.

Hin und wieder kam die Sonne durch, die schon ziemlich schräg stand.

Dann wirkte St. Peter Port wie vergoldet.

Suko war bis in das Zentrum hineingefahren. Wir wollten uns dort ein Hotelzimmer nehmen. Es war wichtig, zentral zu wohnen, denn keiner von uns hatte vor, Urlaub zu machen.

Ein altes Steinhaus fiel uns auf, dessen Fassade einen Schmuck aus Schlingpflanzen zeigte. Dazwischen schauten die Fenster als kleine Vierecke hervor mit hell gestrichenen Läden. Das Haus hatte zwei Stockwerke, und über der Eingangstür baumelte ein Schiff. Der Betrieb war hier ziemlich stark, aber Suko hatte Glück mit dem Parken, denn ein Fiat fuhr aus einer Lücke, in die wir sehr gut hineinpaßten.

Das Hotel hieß Island Inn. Der Eingang bestand aus einer grauen Tür mit einer mächtigen Klinke. Eine zweite Tür führte in die Gaststube.

Wir nahmen die erste und waren von dunklem Holz umgeben. Balken schmückten die Decke wie starre, braune Arme. Die Rezeption bestand aus hellerem Holz, und eine mit einem Teppich belegte Treppe führte neben einer Sitzgruppe nach oben.

Vor der Rezeption blieben wir stehen. Auf einem Teil lagen Prospekte, die Reklame für die Insel machten. Im Hintergrund hörten wir leise Musik. Sehen ließ sich niemand.

Dafür hatte Suko eine Klingel entdeckt. Er schlug auf den Knopf, wir lauschten dem hellen Klang und hörten aus dem Hintergrund eine Stimme. Dann schwang am anderen Ende eine Tür auf. Licht fiel in die Lobby, und ein Mann erschien, der einen Hammer in der rechten Hand trug. Er war in unserem Alter, und ein dunkler Bart umwuchs die untere Gesichtshälfte. Auf dem Kopf lag sein Haar in wirren Naturlocken. Das Gesicht sah ziemlich klein aus, es war rund, der Mund wirkte ebenfalls so, und die Nase erinnerte an einen Knorpel.

Der Mann trat hinter die Rezeption, legte den Hammer zur Seite, begrüßte uns und sagte: »Sie möchten Zimmer haben?«

»Stimmt«, sagte ich.

»Drei?«

»Richtig.«

»Haben wir.« Er lächelte und streckte uns die Hand entgegen. »Ich heiße Irvin Falaise. Meiner Frau und mir gehört dieses schmucke Hotel.«

Auch wir murmelten unsere Namen, bekamen einen Block zugeschoben, mußten uns eintragen, und während wir das taten fragte uns der Besitzer mit einem gewissen Unterton in der Stimme, ob wir geschäftlich auf der Insel weilten.

»Das nicht gerade«, erklärte Suko, »falls Sie damit herauskriegen wollen, ob wir unser Geld vor dem Fiskus in Sicherheit bringen wollen.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber deshalb kommen doch viele auf die Insel«, sagte ich.

»Das ist durchaus möglich«, gab Falaise zu. »Aber wir beherbergen mehr Touristen als Steuerflüchtlinge.«

»Sehen Sie uns einfach als Touristen an«, sagte ich.

»Gut, alles klar.« Er grinste so, als würde er uns kein Wort glauben. »Möchten Sie heute abend hier essen?«

»Das kann sein.«

»Sonst hätte ich reserviert.«

Ich schaute hoch. »Sind Sie denn immer ausgebucht?«

»Fast immer.«

»Da kann man gratulieren.«

»Meistens Stammgäste.« Er beugte sich vor. »Wir sind bekannt für unsere Muscheln. Jetzt geht es allmählich damit los. In diesem Jahr sind sie besonders gut.«

»Stammgäste«, wiederholte ich. »Darf ich davon ausgehen, daß es dann nicht unbedingt Touristen sind?«

»Das können Sie.«

»Also Bewohner der Insel.«

»Und Geschäftsleute natürlich.«

»Klar, das dachten wir uns.« Ich hatte den Anmeldezettel inzwischen ausgefüllt und schob den Block Barry F. Bracht zu. »So wie Sie das gesagt haben, Mr. Falaise, können wir davon ausgehen, daß Sie viele Bewohner hier in St. Peter Port kennen?«

»Ja, ich bin hier geboren. Warum?«

»Nun ja, uns geht es um bestimmte Personen, die hier auf der Insel leben.«

Bevor ich noch etwas erklären konnte, hob er die Arme und wehrte ab.

»Wenn Sie von der Steuerfahndung sind, bei mir beißen Sie auf Granit. Also…«

»Regen Sie sich nicht auf«, fiel ich ihm ins Wort. »Sehen wir aus wie von der Steuerfahndung?«

Er schaute uns an, hob die Schultern und zeigte ein schmales Lächeln.

»Eigentlich nicht, aber auch die haben gelernt, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Alles klar, aber wir sind hergekommen, um jemanden zu besuchen.«

»Wen denn?«

»Es ist nicht ganz einfach zu erklären. Ich möchte Sie zunächst nach den Zeitungen fragen, die man hier auf der Insel kaufen kann. Welche sind das?«

Irvin Falaise wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er entschied sich für ein Kopfschütteln. »Hören Sie mal. Denken Sie denn, daß wir hier auf dem Mond leben?«

»Nein, das nicht.«

»Hier gibt es alle großen Zeitungen. Britische, französische, amerikanische, deutsche…«

»Das wollten wir wissen.«

»Auch die Zeitung mit dem Namen Hades?« fragte Suko.

Der Redefluß des Hoteliers wurde gestoppt. Schlagartig war er still und unsicher.

Wir ließen ihm keine Ruhe, denn Suko hakte nach. »Kennen Sie dieses Blatt, Mr. Falaise?«

»Ja, ich habe davon gehört.«

»Dann wissen Sie auch, daß es hier auf Guernsey hergestellt wird. Hier befindet sich die Redaktion, glauben wir.«

Falaise strich durch seinen Bart, weil er Zeit brauchte, um nachzudenken.

Das Thema schien ihm unangenehm zu sein, und er hob auch die Schultern.

»Wissen Sie nichts?« fragte ich.

»Nein.« Als er unseren ungläubigen Blick sah, korrigierte er sich schnell.

»Oder nur wenig.«

»Sagen Sie uns das Wenige?« bat ich ihn.

Er hob die Schultern. »Sie wird hier wohl hergestellt, aber mit ihrem Inhalt kann ich mich nicht identifizieren.«

»Dann kennen Sie das Blatt.«

»Sicher.«

»Auch die Leute, die dafür verantwortlich sind?«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Es muß doch eine Redaktion geben. Einen Chef, einen Vertrieb…«

»Klar, wird es auch. Aber darum habe ich mich nie gekümmert. Das ist nicht mein Bier.«

Ich lächelte den Hotelier beinahe strahlend an. »Sie können uns sicherlich sagen, wo wir die Redaktion finden…«

»Das schon. Sie ist hier in St. Peter Port. Etwas außerhalb. In einer alten Villa.«

»Wird die Zeitung dort auch gedruckt?«

»Davon gehe ich aus.«

»Gut«, sagte Suko. »Dann brauchen wir die genaue Anschrift, wenn möglich.«

»Sicher.« Der Mann war etwas nervös. Auf einem Zettel notierte er die Angaben. Und er war froh, daß er uns anschließend endlich die Schlüssel geben konnte. »Sie haben die Zimmer zwei, drei und vier.«

»Danke.«

Suko und ich nahmen unsere Taschen und gingen die Treppe hoch.

Barry folgte uns mit leeren Händen. Wir wußten, daß uns der Hotelier nachschaute, drehten uns aber nicht um. Ich fand einen

Lichtschalter.

Die Lampe erhellte den düsteren Flur nur dürftig, aber die Zahlen waren so groß an die Türen geklebt worden, daß wir sie einfach nicht übersehen konnten. Bevor Barry F. Bracht das erste Zimmer in der Reihe betrat, sprach ich ihn noch kurz an. »Wenn du dir erst noch Unterwäsche und eine Zahnbürste kaufen möchtest, dann…«

Er winkte ab. »Nein, das hat Zeit. Ich möchte gern bei euch sein, wenn ihr die Redaktion besucht.«

»Okay, dann treffen wir uns in fünf Minuten.«

Suko und Barry waren einverstanden. Ich hatte das Zimmer mit der Nummer vier bekommen. Es war recht klein, hatte ein ebenfalls kleines Fenster, über dessen Scheibe von außen her noch die Schatten des Efeus krochen. Ich öffnete es, um die etwas muffige Luft zu vertreiben.

Mein Blick fiel auf die Fassaden und Dächer anderer Häuser, die hier doch ziemlich dicht standen.

Ich warf einen Blick in das Minibad, holte dann das Handy hervor, um Sir James zu informieren, daß wir unser Ziel heil und gesund erreicht hatten.

»Sie sind aber noch nicht weiter gekommen - oder?«

»Nein, Sir. Aber wir wissen, wohin wir uns wenden müssen. Die Redaktion befindet sich tatsächlich in der Nähe. Die Anschrift haben wir.«

»Gut. Sie wissen ja, daß Sie mich Tag und Nacht erreichen können. Schauen Sie sich die Leute mal an.«

»Darauf können Sie sich verlassen.« Ich steckte den flachen Apparat wieder weg, schloß das Fenster und verließ mein Zimmer. Suko stand schon auf dem Gang. »Du hast mit London telefoniert?«

»Ja, nur kurz Bescheid gesagt.«

»Gab es noch andere Vorfälle?«

»Nein, keine Verbrechen mehr.«

»Das ist gut.«

»Ich hoffe auch, daß wir den Wanderer erledigt haben, und ich kann nur beten, daß es keinen zweiten gibt.«

Suko gab mir keine Antwort, aber sein Blick sagte mir genug. Dann schaute er auf die Uhr. »Eigentlich sind die fünf Minuten ja vorbei. Wo steckt Barry F.?«

»Im Zimmer.«

»Klopf mal.«

»Wie du meinst.«

Eine Antwort bekamen wir nicht. Also öffneten wir die Tür, traten über die Schwelle und sahen Barry F. Bracht auf dem Bett mit der dunklen Holzeinfassung liegen. Er war bleich geworden, rührte sich nicht und starrte zur Decke.

»Da stimmt was nicht«, wisperte mir Suko zu, als er vorsichtig und an der rechten Bettseite stehenblieb. Er wollte Bracht ansprechen, dessen Stöhnen verhinderte dies.

Barry F. Bracht schien unter einem großen Druck zu stehen oder sogar unter Schmerzen zu leiden, aber er war nicht in einen tiefen Schlaf gefallen, um seinen Zweitkörper Zebuion entstehen zu lassen. Etwas anderes hielt ihn gepackt und quälte ihn. Auch in der ruhigen Lage blieb er nicht, sondern bewegte sich jetzt von einer Seite zur anderen, wobei er den Mund verzog, stark keuchte Und manchmal Worte ausstieß, die weder Suko noch ich verstanden.

Wir sahen, was mit ihm los war, aber wir schafften es nicht, ihn zu begreifen. Eine Weile ließen wir ihn in Ruhe. Immer stärker wurde er von außen beeinflußt. Der Schweiß brach ihm aus den Poren. Die Haut im Gesicht war noch blasser geworden, sie kam uns auch dünner vor, als wollte sie im nächsten Augenblick platzen.

Das trat zum Glück nicht ein. Dafür jagte Barry F. mit einem heftigen Ruck in die Höhe, schlug seine Hände gegen das Gesicht und drückte schluchzende Laute über die Lippen. Es dauerte wieder eine Zeit, bis die Hände nach unten sanken.

»Barry!« Ich faßte ihn an und rüttelte ihn an der Schulter. »He, was ist mit dir?«

Er gab keine Antwort.

»Bitte, kannst du reden?«

Bracht holte tief Luft, dann stieß er sie wieder aus und schüttelte den Kopf. »Meine Güte, ich war - ich war…« Er blickte auf seine Hände. »Es war schlimm.«

»Was war schlimm?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht genau. Ich wollte mich kurz hinlegen. Mir war plötzlich so anders, als wäre mein Kreislauf zusammengebrochen. Ich mußte mich einfach hinlegen…«

»Entstand Zebuion?«

»Nein, das nicht. Nicht direkt. Ich empfing nur eine Botschaft. Sie war schlimm.«

»Ein neues Verbrechen? Hast du etwas gespürt?«

Er senkte den Kopf. »In etwa schon«, gab er zu. »Es bahnt sich etwas an.«

»Wo? Hier auf der Insel?«

»Das denke ich mir, sonst hätte ich die Botschaft nicht so stark gespürt.«

»Weiter, Harry!« drängte ich. »Bitte, rede weiter!«

»Viel gibt es da nicht zu sagen«, flüsterte er. »Da bereitet jemand etwas vor.«

»Ist es die Frau, die du als Zebuion gesehen hast?«

Er überlegte sich die Antwort. »Ja, ich glaube schon«, sagte er dann.

»Es war das gleiche Gefühl…«

»Hast du sonst noch etwas mitbekommen«

Barry F. schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Aber wir sind hier richtig.« Er schaute zuerst Suko und dann mich an, als wollte er eine Bestätigung bekommen.

Wir konnten ihm auch nicht helfen, aber seine Ahnungen hatten uns nervös gemacht. »Du hast also nicht gespürt, von welcher Seite uns der Angriff treffen wird?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»War es hier in der Nähe?«

Er hob fast flehend die Arme und rang auch die Hände. »John, bitte, ich habe keine Ahnung. Es war zu schwach, verstehst du? Es prallte auf mich zu. Ich bin in gewissen Dingen sehr sensibel. Es kann die andere Person gewesen sein, die ich in meinem Zustand als Zebuion sah, aber eine hundertprozentige Sicherheit habe ich nicht.« Er stand auf der anderen Seite des Bettes auf. »Zum Glück ist es jetzt vorbei. Ich kann wieder normal denken und habe nicht die Angst vor der Zukunft. Nicht einmal um mich selbst, sondern um andere.«

»Die in Gefahr sind?« fragte Suko.

»So ähnlich muß man es sehen.«

»Hades«, sagte Suko nur.

»Ja, bestimmt. Obwohl ich das nicht mit Sicherheit behaupten kann. Ich weiß nur, daß man über uns Bescheid weiß. Die andere Seite hat etwas gespürt.«

»Und hat dich erwischt.«

»Richtig. Wie schon einmal. Ich bin ja erst durch Lisa Pernells Tod mit euch in Verbindung geraten. Ich weiß auch nicht, warum dies geschehen ist, aber sie mußt irgend etwas mit diesem Fall zu tun gehabt haben, sonst wäre ich ja nicht aufmerksam geworden.«

»Kann es eine Botschaft aus dem Jenseits gewesen sein?«

»Nein. Nicht aus dem Jenseits, wie wir es kennen. Es war etwas anderes, das müßt ihr mir glauben.«

»Sie?« fragte ich. »Die Herrin des Feuers?«

»Ja.«

Wir waren ziemlich ratlos. Was wir jetzt auch taten, wir mußten einfach das Gefühl haben, etwas Falsches zu tun. Auch Barry war noch nicht in Ordnung. Er ging im Zimmer auf und ab. Hin und wieder rieb er über seine Hände, wie wir es nicht von ihm gewohnt waren. Dann stöhnte er leise auf. Ein Mensch, der unter Schmerzen litt, gab diese Laute von sich. Im nächsten Augenblick verhielt er sich wieder anders. Neben dem kleinen Kleiderschrank mit der etwas schief hängenden Tür stellte er sich hin und lehnte sich an die Wand.

Dabei atmete er schwer und keuchend. Er wirkte wie ein Mensch, der unter einer irrsinnigen Furcht litt. Sein Mund zitterte, die Augen

waren weit aufgerissen.
»Es kommt zurück!« keuchte er. »Verdammt, es kommt zurück.«
»Was?« rief ich.
Barry F. Bracht hatte die Augen verdreht. »Die Hitze. Ich spüre sie genau…«
»Das Feuer?« rief ich.
»Ja!« brüllte er und riß zugleich die Schultern hoch. Er stand noch immer an der Wand, aber er wirkte plötzlich wie ein kleines Kind, das jemand in die Ecke gedrückt hat, um es mit seiner Angst allein zu lassen. »Feuer«, hauchte er. »Sie hat es geschickt. Ich spüre es. Sie will mich nicht. Sie haßt mich. Sie will mich töten!«
Ich ging schnell auf ihn zu, hatte ihn aber noch nicht erreicht, als das leider wahr wurde, von dem Barry gesprochen hatte. Auf seinen Handflächen, den Armen, den Beinen, auf der Kleidung tanzten plötzlich kleine Feuerzungen. Sie hüllten Barry wie einen Vorhang ein, der ihn verbrennen sollte…

***

Der Raum war groß und hoch. Der Boden bestand aus rotbraunen Fliesen, und die Wände sahen so glatt aus, als bestünden sie aus grauen Eis.
Es gab kein Möbelstück in diesem Raum, und durch die verhältnismäßig kleinen Fenster drang nur wenig Licht.
Aber der Raum war nicht leer.
Eine Frau bewohnte ihn.
Sie hockte auf einem hohen »Stuhl«, der aus Steinen bestand und einfach deplaziert war. Ein Denkmal irt der Raummitte, das die Frau ganz ausfüllte.
Sie trug Lederkleidung, die nur mehr aus Fetzen bestand. Das Gesicht zeigte einen katzenhaften Ausdruck. Die Augen der Frau waren zu Schlitzen verengt, aber auch sie konnten den bösen Blick nicht mildern.
In den Pupillen lag die Kälte der Arktis, kein Funke Gefühl, glatt und wie scharf geschliffen. Lange, schmale und dennoch kräftige Hände umfaßten die Lehnen des Stuhls, als könnten sie der Person den letzten Halt geben.
Haß - sie spürte ihn. Er steckte in ihr. Sie merkte, wie er anfing zu kochen, denn das Ziel ihres Haßausbruchs hatte sie sehr genau aufgespürt.
Es befand sich nicht weit entfernt. Es war näher an sie herangekommen, und die Frau spürte, wie er zu einer Gefahr wurde. Das Ziel hatte sie schon einmal kontaktiert, doch da war es ihr nicht möglich gewesen, es zu töten.
Jetzt spürte sie es wieder.

Härter und schärfer als zuvor.

Sie blieb auf ihrem Stuhl sitzen. In ihrem Innern kochte es. Die Person wußte, wer sie war. Sie entstammte einer Zeit, über die man nicht einmal sprach, und man hatte ihr nicht umsonst die Fähigkeit des Feuers mitgegeben.

Sie kannte nicht seinen Namen, aber die Nähe gefiel ihr immer weniger.

Er war auch nicht allein gekommen, es befand sich noch jemand in seiner Nähe, der störend wirkte, aber zunächst war dieser Mann wichtiger. Er sollte sie nicht finden. Er sollte ihr nicht gegenüberstehen, sie brauchte Zeit. Sie würde für weitere Untaten sorgen, doch dazu brauchte sie freie Bahn und keine Störung.

Die sitzende Frau schloß die Augen. Sie blieb jetzt allein und rief keine Helfer. Sie mußte den Kampf mit der anderen Person über eine gewisse Distanz austragen und den Menschen vernichten, bevor er ihr zu nahe trat.

In ihrem Gesicht arbeitete es. Die Haut zuckte. Sie zog sich immer straffer.

Je mehr sie sich der Stirn näherte, um so dünner wurde sie, und plötzlich erschienen die ersten Falten.

Nein, Risse!

Dann platzte die Haut weg. Genau auf der breiten Stirn sah es aus, als wäre ein breites Gummiband gerissen.

Aus dem Loch, das dicht über den Augenbrauen begann, schob sich etwas vor. Eine ineinander verschlungene, graue und zuckende Masse.

Gehirnwindungen, die mehr an Därme erinnerten, zuckten, pulsierten, wurden in ihrem Innern von einer ebenfalls grauen Flüssigkeit gespeist, deren Druck für eine Ausdehnung dieser Gehirnwindungen sorgte, ohne daß diese allerdings platzten.

Die Schädeldecke war auf einmal nicht mehr da. Der Innen druck war zu groß geworden. Wieder quoll die graue Masse aus dem Kopf und bildete so etwas wie einen Helm.

Zugleich flammte ein grelles Licht auf, das durch den großen Steinraum zuckte. Es erhellte ihn wie die Blitze eines Gewitters, und die Frau auf dem Stuhl wurde durchgeschüttelt.

Sie hatte den Mund weit geöffnet.

Sie wußte, was auf sie zukommen würde, und plötzlich veränderte sich die Farbe der zuckenden Blitze. Sie wurden zu roten Speeren, die die Frau umhuschten und auch weiterhin durch den Saal tanzten.

Immer dort, wo sie sich trafen, bildeten sich Feuerbälle, die auch nicht ruhig in der Luft oder auf dem Boden bleiben konnten, denn sie fingen an zu rollen und huschten in einem bestimmten Rhythmus aufeinander zu.

Immer dort, wo sie sich trafen, verschwanden sie. Dann pufften sie

auf und bildeten Inseln aus Feuer.

Im Nu war die Person auf dem Steinthron von diesen Feuerzungen umgeben. Sie ähnelten zackigen Flügeln eines urzeitlichen Monsters, während hinter der Frau die Wand aufriß und ein tiefes Loch zeigte, in dem es unheimlich gloste.

Die Frau stand auf.

Sie streckte die Arme vor. Die Hände bewegten sich zuckend auf eine bestimmte Stelle des Feuers an. Plötzlich lösten sich aus der Flammenwand kleine Zungen, die auf die Person zuhuschten und wie Irrwische auf den Handflächen tanzten.

Die Feuer-Frau lächelte.

Das Gehirn pulsierte stärker. Auch in seinem Innern glühte es auf, als sie den Kopf senkte, gegen ihre Hände blies und sich die kleinen Feuerzungen selbständig machten.

Sie flogen von ihr weg, erwischten die Wände, die kein Hindernis bildeten und waren plötzlich weg.

Dann fiel die Frau zurück. Sie prallte auf den Boden. Sie lachte, sie wälzte sich herum, sie kam wieder auf die Knie und starrte dorthin, wo sich die Wand geöffnet hatte.

Malte sich da ein kaltes, großes, dunkles Gesicht hinter dem glosenden Feuer ab?

Die Frau hoffte es, denn sie wußte, daß sie ihr Beschützer noch nie im Stich gelassen hatte. Das Gesicht des absolut Bösen, des mächtigen Luzifer…

***

Barry F. Bracht stand uns gegenüber. Er lehnte mit den Rücken an der Wand und brannte!

Es war ein Wahnsinn! Selbst wir konnten es nicht begreifen, und wir beide waren so erstarrt, daß es weder Suko noch mir sofort einfiel, ihm zu Hilfe zu eilen.

Die Flammenzungen hielten seinen Körper fest. Sie umhuschten ihn. Sie waren überall, sie glitten auf sein Gesicht zu, und es waren dabei höchsten drei, vier Sekunden vergangen.

Ich sprang vor.

Suko hielt auch nichts mehr auf dem Fleck, aber er riß die Arme hoch und zuckte zurück, als er in die unmittelbare Nähe der Flammen geriet.

Ein Hitzeschwall hatte ihn getroffen und zum Rückweg gezwungen.

Ich kümmerte mich nicht darum. Ich hatte Angst um Barry. Ich sah ihn inmitten der Flammenzungen, und ich wußte, daß er dabei war, vor meinen Augen zu verbrennen…

ENDE des ersten Teils